

LOS Nr.9 (3. Jahrgang, September 1985)

res



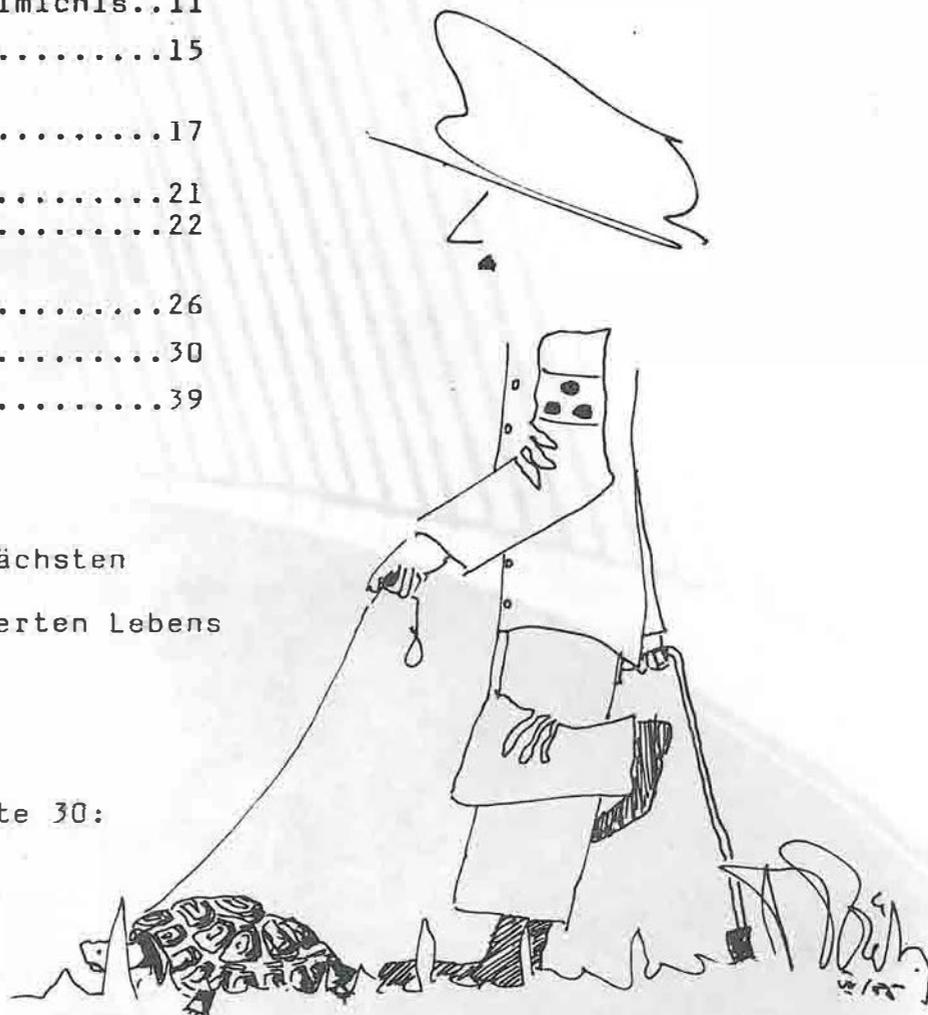
Inhalt

BUBUSCH:

"Die Fachleute haben oft gesagt 'niemals', ohne jeden Beweis."..	4
Zu den Texten Georg Paulmichls..	11
Die tapferen MOHikaner.....	15
Tagungsberichte:	
Bad Tatzmannsdorf 1985.....	17
Das Schweigen um die Psychiatrie.....	21
Mongoloide werden älter.....	22
Die Wehrhaftigkeit der Psychiatrie.....	26
Bücher.....	30
Literaturliste.....	39

Schwerpunktthemen der nächsten
Ausgaben:
Nr. 10: Vernichtung unwerten Lebens
 im Faschismus
Nr. 11: Krüppelbilder

Foto-Titelseite und -Seite 30:
G.W.Trübswasser



Impressum



Redaktion Wien

Kontaktadresse:
Kurt Schneider, Blumen-
gasse 21/6, 1170 Wien
Tel.: 42 07 564

Otto Anlanger
Tasso Bogg
Bernadette Feuerstein
Traude Fenzl
Rudolf Forster
Erwin Hauser
Hilde Heindl
Anna Hosenseidl
Elisabeth Hyrtl
Raimund Kosovic
Angelika Laburda
Birgit Meinhard-Schiebel
Christine Petioky
Eva Rittberger
Michael Rittberger

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider, Blumengasse 21/6,
1170 Wien

Medieninhaber (Verleger):
Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Harald Grillnberger, Ferihumer-
straße 39, 4040 Linz

Druck: eigene Vervielfältigung

Bankverbindung:
Zentralsparkasse der Gemeinde Wien
Kto.Nr. 642 143 705 (Arbeitsge-
meinschaft LOS, Elisabeth Hyrtl)

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz
Grundlegende Richtung des Mediums:
Zeitschrift gegen Aussonderung mit dem
Ziel, Zustände und Mißstände aufzuzei-
gen sowie Alternativen vorzustellen
und zu fordern.

Layout: Gunther W.Trübswasser

Redaktion Innsbruck

Kontaktadresse:
Volker Schönwiese
Maximilianstraße 5, 6060 Mils
Tel.: 05223/ 20832

Helmut Schiestl
Ernst Schwanninger
Marlies Sutterlüty

Redaktion Graz

Peter Nausner
St.Peter Hauptstraße 33d/14
8042 Graz, Tel.:0316/419665

Redaktion München

Josef Giger
Guardinistraße 150
D-8000 München 70

Redaktion Linz

Kontaktadresse:
Gunther W.Trübswasser
Wienerstraße 81, 4020 Linz
Tel.: 0732/ 52098

Michael Bacher
Klaudia Karoliny
Johannes Neuhauser
Christian Rachbauer

Redaktion Salzburg

Wolfgang Stachl
Eberhard Fuggerstr. 6/41
5020 Salzburg

Bezugsbedingungen:
(Erscheinungsweise vierteljährlich)
Einzelpreis S 30,- (DM 4,50)
Doppelheft S 50,- (DM 7,-)
Abo (4 Hefte) S 100,- (DM 15,-)
Abo-Bestellungen/ Probehefte bei
Harald Grillnberger
Ferihumerstraße 39, 4040 Linz

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

folgende, zurückliegende Ausgaben
von LOS können zu Sonderpreisen
(einschließlich USt. und Versand)
bestellt werden:

Heft Nr. 1: S 20,-
Heft Nr. 2: S 20,-
Heft Nr. 3/4: S 30,-
Heft Nr. 5/6: S 30,-

zu bestellen bei:
LOS-Verlag
c/o Harald Grillnberger
Ferihumerstraße 39
A-4040 Linz

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

“Die Fachleute haben oft gesagt ‘niemals’, ohne jeden Beweis.”

Ein Interview mit Gunnar Dybwad

Das folgende Interview mit Gunnar Dybwad über die italienische Schulreform wurde von Helmut Spudich für die Zeitschrift "Lebenshilfe" gemacht und dort in der Nr. 3/1984 abgedruckt. Wir danken für die Nachdruckerlaubnis.

Lebenshilfe: Gunnar Dybwad, Sie sind Professor für Sonderpädagogik an der Universität Syracuse in New York und kommen soeben von einem Universitätskurs zurück, den Sie für Ihre Studenten in Rom, Italien, veranstaltet haben. Italien ist zu einem Reizwort in unserer Arbeit geworden, im guten wie im schlechten. Was ist dort eigentlich in den letzten Jahren passiert?

Dybwad: In Italien, und nebenbei gesagt auch in Amerika, hat das Parlament seit dem Ende der 60er Jahre sehr konkrete und logische Gesetze verabschiedet, die von besonderer Wichtigkeit für behinderte Menschen waren. Und zwar Gesetze, die sich in Italien mehr mit Einrichtungen, Organisation und Integration beschäftigen, als in den Vereinigten Staaten, wo wir mehr von Rechten (behinderter Menschen) sprachen. In Italien hat man sich ganz konkret mit den Bedürfnissen behinderter Menschen befaßt. Interessant ist dabei, daß man sich dieser Sachfrage von verschiedenen Richtungen genähert hat: die Psychiater, besonders aus den Spitälern für Geisteskranke; die Sonderpädagogen; die Leute aus der Rehabilitation, die sich für das Recht auf Arbeit und das Recht auf Rehabilitation, damit man überhaupt arbeiten kann, einsetzen.

Was wichtig ist, und was viele der Kritiker Italiens nicht verstehen, ist, daß die Schule nur ein Teil eines großangelegten Planes ist, von jeder Art von Segregation abzukommen. Das ist es, was in Italien anders ist. In England, zum Beispiel, war die Integration nur auf Schulintegration abgestimmt, und so auch in anderen europäischen Ländern. In Amerika (USA) ging es im Gesetz gleichfalls um die Schule. Der Unterschied zu Italien ist, daß sich dort die Integration durch das ganze Leben zieht, soweit der Staat durch seine Institutionen darauf Einfluß nimmt.



Das Interessante ist, das war eine politische Entscheidung, eine Entscheidung der politischen Philosophie: In unserem Lande soll keiner segregiert werden. Das hat man nicht gesagt in Amerika: Dort hieß es, keine Segregation in der Schule. Der italienische Reformversuch ist hingegen viel breiter und war nicht auf beson-

dere Vorbereitungen auf pädagogischer Seite aufgebaut. Das müssen die jetzt nun nachholen.

Lebenshilfe: Wie kommt der Staat dazu, eine solche Entscheidung zu treffen?

Dybwad: Ich glaube, daß Italien sich eben sehr in Schwierigkeiten verwickelt hat: Da war erst der Faschismus, der zu einem schlechten Ende kam, dann der Weltkrieg, in dem Italien diesmal auf der anderen Seite war, wo sie sich aber nie recht wohl fühlten - zwischen Italienern und Deutschen ist keine besondere Freundschaft - und ich glaube eben, daß als Resultat von all dem Italien mehr bereit war, Änderungen zu machen, als die Deutschen und andere Länder. Man war unzufrieden, während in Deutschland, glaube ich, sich der schnelle Erfolg nach dem Kriege sehr schnell in Selbstzufriedenheit umwandelte; warum soll man was ändern, geht ja gut.

Das ist natürlich nur eine Vermutung. Aber nochmals: Die Entscheidung zur Änderung war eine politische Entscheidung. Die wurde dann natürlich von den Psychiatern, von den Lehrern, von den Leuten in der Rehabilitation sachlich aufgenommen und sachlich ausgearbeitet; aber es war ein Stück politische Philosophie: In unserem Lande segregiert man nicht mehr.

Lebenshilfe: Welche Folgen hatte die politische Entscheidung? In Italien wurden also alle Sondereinrichtungen per Gesetz geschlossen.

Dybwad: Nein, langsam, nicht so schnell. Das ist es eben, wo man sich vorsehen muß. Geschlossen wurden die Spitäler für geistesranke Menschen. Sie müssen das getrennt betrachten, denn das ist ja eine Angelegenheit, die mit der Sonderpädagogik sehr wenig zu tun hat. Natürlich gibt es auch Kinder, die geistig behindert sind und eine Geisteskrankheit haben, aber das sind eben Ausnahmen. An Stelle der psychiatrischen Spitäler wurden die neuen Gesundheitsbehörden gegründet, die jetzt weitgehend auf dem Gebiet der "geistigen Gesundheit"

arbeiten und die jetzt lokale, gemeinde-nahe Einrichtungen und Dienste schaffen müssen, damit die Leute, die aus den Anstalten gekommen sind oder jetzt zum ersten Mal Hilfe brauchen, auch Hilfe bekommen.

Nun ist eines der wichtigen Dinge, die man verstehen muß, um die Entwicklung in Italien verstehen zu können, folgendes: Um von der Segregation loszukommen, hat man in Italien die Administration, die Verwaltungsbehörde, weitgehend geändert und zwar in Richtung Dezentralisierung. Die Entwicklung durchlief also drei Stufen: zunächst der Entschluß, die Philosophie, die Zielsetzung - national gefaßt; dann die Umsetzung spezifisch regional; und dann die Dienstleistung lokal. Es gibt also zwischen der nationalen Zielsetzung und den lokalen Diensten die regionale Umsetzung und Planung, die mit großer Autorität ausgestattet sind. Das hatte das Resultat, daß in Italien die Situation heute sehr unterschiedlich ist: Von Parma in Norditalien nach Palermo in Sizilien liegen nicht nur viele Kilometer, sondern zumindest auch drei verschiedene Kulturen. Rom liegt da etwa in der Mitte, es ist nicht so fortschrittlich wie Mailand oder wie Florenz oder wie Parma oder wie Bologna. Diese letzten vier sind viel weiter gekommen im Vergleich zu Rom; und unten im Süden geht es noch ziemlich langsam. Aber es ist durchaus möglich, daß es in der einen oder anderen südlichen Region, wenn jemand Neuer da hinein kommt, ein bißchen schneller geht.

Auf jeden Fall, das ist sehr wichtig: Die Italiener sind gewillt gewesen, ihre ganze Regierungsweise zu ändern, während man etwa in Deutschland sagt: Integration mag ja ganz gut sein, aber das geht ja gar nicht mit unserer Schulorganisation. Die Italiener haben gesagt: Wenn wir das wollen, dann müssen wir uns ändern und dezentralisieren.

Lebenshilfe: Man kann also die Entwicklung als die Bereitschaft der Gesellschaft interpretieren, sich zu ändern und Änderung nicht nur dem behinderten Menschen abzuverlangen?

Dybwad: Natürlich. Nun, die Italiener sind sehr offen darüber, daß es sehr lange dauern wird, bis sie mit diesem Programm zurecht kommen. Ich habe hier zum Beispiel ein Statement von Professor Aldo Zelioni, dem Zentralinspektor des italienischen Unterrichtsministeriums - nebenbei gesagt, sein Büro ist nicht in Rom, sondern in Mailand; das ist doch sehr interessant! Zelioni sagt unter anderem:

"Unsere Schwierigkeiten bei einer allgemeinen Durchsetzung der Integration sind beträchtlich, da die notwendigen Strukturen zur Durchführung des Gesetzes 517/1977 noch nicht überall existieren. Dieses Gesetz ist jedoch ein Ziel, das die italienischen Schulen so rasch wie möglich erreichen wollen; ein Ziel, in dessen Richtung bereits sehr bedeutende Fortschritte gemacht wurden."

Lebenshilfe: Die Italiener selbst sind bereit, offen zu sagen: Diese Entwicklung ist eine große Sache, das wird nicht von heute auf morgen gehen.

Dybwad: Natürlich, sie sagen, das wird Zeit kosten - aber wir tun es. Es gibt natürlich auch eine Opposition dagegen, aber auch das wird offen dargelegt.

Lebenshilfe: Bei uns ist Italien einerseits das große Schreckgespenst, eine Art Prügel, mit dem man losschlägt, wenn die Integrationsdiskussion beginnt, für die anderen ist es ein Paradies - was hat das Kind davon, daß es jetzt integriert ist?

Dybwad: Das Kind, das kann man nicht sagen, sondern: Was profitieren denn die Kinder in Italien, die behinderten Kinder? Man muß vorsichtig sein, das Problem in seiner Ganzheit zu erfassen, und das wichtigste ist, daß man, wenn man sich ein Problem ansieht, beim Anfang anfängt. Wenn jetzt jedes Jahr mehr (behinderte) Kinder in einen allgemeinen Kindergarten kommen, so ist das ein Ansatz, auf dem man systematisch aufbauen kann. Das, was so wichtig ist in Italien, ist, daß während man an diesem Ende anfängt zu bauen, man am anderen Ende auch baut! Bei

uns in Amerika ist das Schlimme, daß wir jetzt jedes Jahr diese Kinder bis zum Ende der Schule bringen, und dann ist nichts da.

Andererseits, wenn die nun nach acht Jahren fertig sind, dann wird es nach diesen acht Jahren einen besseren Empfang für sie geben, wenn sie in die Arbeitswelt gehen. Wie weit die Arbeitswelt ihnen nun Genugtuung geben kann, hängt natürlich auch mit unserem ganzen Problem von Beschäftigung und Arbeitslosigkeit zusammen. Aber nicht notwendigerweise sollten wir denken, daß geistig behinderte Menschen nur angenommen werden, nachdem alle anderen Menschen Arbeit bekommen haben. Durchaus nicht. Zum Beispiel haben wir in den Vereinigten Staaten ein Problem (das in Italien nicht existiert), nämlich einen furchtbar häufigen Personalwechsel. In den Spitälern etwa ist das sehr, sehr teuer: Dauern müssen sie neue Leute anlernen, und natürlich nicht nur anlernen, sondern die ganze Personalverwaltung um-



stellen usw. Das kostet alles Geld. Deshalb sind behinderte Menschen, die da kommen und nicht so schnell wechseln, vielfach bessere Kandidaten für die Stelle als andere. In Italien gibt es das nicht, man hat mir gesagt, daß die Leute hier viel beständiger sind. Aber: Ich will mit diesem Beispiel aus meinem Land

nur sagen, daß wir kein Recht haben anzunehmen, daß notwendigerweise Leute, die geistig behindert sind, die letzten sind. Denn sie haben Qualitäten, die für einen Arbeitgeber wichtig sind.

Was ich also sagte, war, daß man an zwei Enden zu bauen beginnt. Nun gibt es folgendes Problem: Was macht man mit Leuten, die in Anstalten gewesen sind, was macht man mit Jugendlichen, die zu Hause gewesen sind, die nie eine anständige Anleitung und Führung hatten? Zunächst gibt es eine Nottüre in der italienischen Gesetzgebung und den Ausführungsbestimmungen, die zum Beispiel in den USA fehlt: Es gibt in Italien keine Politik des "Zero-Reject", der Nicht-Zurückweisung. Es ist möglich zu sagen, daß für dieses oder jenes Kind individuell gesehen eine Schule unmöglich ist. Ich will nicht sagen, daß ich das gut finde; ich will nur sagen, daß sich die Italiener diesen Ausweg gelassen haben.

Lebenshilfe: Hier werden Kritiker einhaken und sagen: Aha, da bleiben die schwerer behinderten Kinder sicher auf der Strecke.

Dybwad: Natürlich, dieser Einwand wird kommen - er ist allerdings nicht richtig. Wir sprachen mit einer Lehrerin, die ein schwerstbehindertes, mehrfach behindertes Kind, das nicht sprechen kann, in ihrer Klasse hat. Es war sehr interessant, daß diese Lehrerin keine Unterstützungslehrerin haben wollte. Sie sagte: Nein, ich werd' mich mit dem Kind selber beschäftigen. Ich sage das nicht, als ob das sehr lobenswert wäre; es ist nur interessant, daß hier eine Lehrerin so interessiert ist, daß sie sagt, laßt mich mit dem Kind selber arbeiten, dann weiß ich besser Bescheid. Vielleicht kann man das so interpretieren, daß sie denkt: Wie kann ich eine Unterstützungslehrerin haben, wenn ich selbst nicht weiß, was zu tun ist? Vielleicht, nachdem sie das sechs Monate selbst getan hat, nimmt sie dann eine Unterstützungslehrerin an, die täglich ein paar Stunden mit dem Kind arbeitet.

Lebenshilfe: Welche Maßnahmen werden

gesetzt, damit eine Klasse und die Klassenlehrer mit den neu aufgenommenen behinderten Kindern zurechtkommen?

Dybwad: Erstens einmal: In Italien sind die Klassen in der Regel mit 20 Kindern - in einigen fortschrittlichen Ländern sind die Klassen viel größer. 20 ist eine gute Zahl. Nun, zweitens: Mehr als zwei behinderte Kinder sollen nicht in einer Klasse sein, das ist auch sehr wichtig. Und wenn zwei solcher behinderter Kinder in der Klasse sind, hat die Lehrerin Anspruch auf einen "resource teacher", also auf einen Unterstützungslehrer. Durch diese Maßnahme ist die Sache unter Kontrolle und es kann nicht so sein, daß man plötzlich drei, vier behinderte Kinder in der Klasse hat.

Jetzt kommt noch ein wichtiger Punkt: Italien denkt nicht, daß 10% der Kinder behindert sind. Dr. Ferro rechnet mit nur rund 2%, die wirklich schwerbehindert sind. Nun sind aber zwei von zwanzig Schülern 10% - mit anderen Worten: Nicht jede Klasse wird zwei behinderte Kinder haben. zwei ist also nicht die Regeln, sondern: mehr als zwei pro Klasse gibt es nicht.

Ein weiterer wichtiger methodologischer Punkt ist, daß der Unterstützungslehrer - meist ist es eine Lehrerin - nicht nur mit den behinderten Kindern arbeitet. Man will also keine neue Segregation innerhalb der Klasse schaffen, sondern man will, daß die zwei Lehrer mit allen Kindern zusammenarbeiten, aber daß man besondere Dienste für die behinderten Kinder hat. Man sagt: Wir wollen nicht eine Klasse innerhalb der Klasse haben, wir wollen den Unterricht soweit wie möglich integriert haben.

Jemand könnte jetzt einwenden: Aber das ist ja alles verschwommen. Und ich würde antworten: Gott sei Dank! Gott sei Dank, doch wenn die jetzt genaue Regeln gemacht hätten, bevor sie so etwas anfangen - das geht doch nicht! Man muß es eben ausprobieren. Und was jetzt geschehen wird, ist, daß innerhalb von verschiedenen Situationen - Milano ist anders als Florenz usw., in gewissen Regionen sind die Mediziner sehr aktiv, in anderen

nicht - verschiedene Lösungen gefunden werden. Ob das Ministerium 1990 neue Regeln schreibt und sagt, das muß so und so sein, das weiß ich nicht. Aber die Hauptsache ist: Im Augenblick ist alles in Bewegung, und das ist gut.

Wir sprechen also von einer weitgehenden - weitgehenden! - Reduzierung von Sonderklassen. Es gibt noch Sonderklassen, aber die werden reduziert. Die Geisteskrankenanstalten hingegen, die konnte man schließen, ob es nun sechs waren oder zehn; bei Gebäuden geht das. Mit Klassen ist das viel schwieriger, da handelt es sich doch um Tausende von Schulen mit allen möglichen administrativen Belangen.

Es könnte so sein, daß sich das so wie in den USA entwickelt; es ist nicht so vorgesehen, aber es könnte so sein. Bei uns hat man ausgearbeitet, daß man die Kinder in den Sonderklassen in bestimmten Zeiten mit den anderen Kindern integriert, aber die Sonderklasse noch beibehält. In den USA gibt es also viel mehr Möglichkeiten, als man in Italien ursprünglich vorgesehen hatte. Da sagte man: Keine Sonderklassen mehr. Wir haben gesagt: Manche Kinder können in den Sonderklassen und zeitweise in den Regelklassen sein, andere in den Regelklassen, mit Ausnahme der Zeiten, wo sie aus der Klasse herausgenommen werden und in einen "resource room", ein Förderzimmer, gehen usw.

Lebenshilfe: Nochmals zurück zur ursprünglichen Frage nach den Vorteilen für das behinderte Kind. Es gibt eine Argumentation, die lautet etwa so: Italien war in Sachen Sonderpädagogik ein Entwicklungsland und bot behinderten Kindern eine schlechte Ausgangslage. Wir, etwa in Österreich, etwa in Deutschland, hätten eine bessere Sonderpädagogik entwickelt und damit eine bessere Ausgangslage als die Italiener. Sie meinten am Beginn unseres Gesprächs, daß dies leicht in Selbstzufriedenheit umschlägt; Befürworter der Sonderpädagogik würden sagen: Wir haben durch die Sonderpädagogik dem Kind optimale Entwicklungschancen gegeben.

Chance. Meine Frau Rosmarie und ich sind seit 25 Jahren viel in der Welt unterwegs gewesen, haben viele Schulen gesehen und dabei gefunden, daß je älter das Kind wird, desto schlechter dienen die Sonderschulen dem Kind. Mit anderen Worten, die Leute, die sagen, wir dienen dem Kind am besten, die tun es nicht. Denn wo kommen denn die Kinder an? Sie kommen in einer segregierten Beschäftigungsmöglichkeit an. Und wo lernen sie dann, zur Gemeinschaft zu gehören?

Es ist eben nicht richtig, daß die Spezialmethodik der Sonderpädagogik den Kindern die beste Förderung angedeihen läßt, denn sie sind segregiert. Aufgrund unserer Besuche in Hunderten von Schulen in 30 bis 40 Ländern fanden wir, daß mit jedem weiteren Jahr in der Sonderpädagogik die Kinder weniger angemessen unterrichtet wurden. Das Zufriedenstellendste sind dabei die sehr frühen Jahre, aber man hat mit zunehmendem Alter der Kinder immer mehr Schwierigkeiten, ihren Bedürf-



nissen gerecht zu werden.

Die Sache ist die, daß das Kleinkind aus seinem intimen Personenkreis immer mehr herauswächst in einen größeren sozialen Kreis. Die Sonderschule bleibt der beschränkte Personenkreis, und je älter die Kinder sind, desto größer ist die Distanz zwischen dem beschränkten Personenkreis

Dybwad: Segregation ist keine normale

und dem normalen, alltäglichen Personenkreis. Das ist das Problem der Sonderschule: Deshalb sprechen wir ja von Integration.

Lebenshilfe: Soweit das Argument für die behinderten Kinder. Auf der anderen Seite des Spektrums wird gegen die Integration geistig behinderter Kinder in die Regelklassen eingewandt, daß dadurch die begabten Kinder nicht mehr das ihre, nicht mehr eine optimale Förderung ihrer Begabung erhalten würden, denn man muß sich immer mit dem Schwächsten aufhalten.

Dybwad: Erstens einmal gibt es Schlechteste in jeder Klasse. Das ist ein Unfug, zu sagen, daß plötzlich eine Bremse in das Klassenzimmer kommt. Aber da ist noch etwas anderes sehr wichtiges: Man schließt die begabten Kinder in den Unterricht des behinderten Kindes ein. Und diese Erfahrung, mit dem behinderten Kind zu arbeiten, ist eine Bereicherung. Zu sagen, daß ein langsames Kind in der Klasse das geistig bewegliche Kind hindert zu lernen, ist Blödsinn, eine Übervereinfachung des Problems, daß es in jeder Klasse langsame und schnelle Kinder gibt. Das wird zwar gesagt, aber ich halte das für falsch, denn die schnellen Kinder haben andere Möglichkeiten weiterzumachen, sich weiterzubilden.

Lebenshilfe: Das Argument ist also eine Rückkehr zu der alten Eliten-These, die sagt: Die Schwachen hindern die Starken, sich zu einer besseren Gesellschaft weiterzuentwickeln.

Dybwad: Ja, und was heißt denn "schwach"? Sind die Intelligentesten notwendigerweise die Wertvollsten? Ist der intelligente Hochstapler mehr wert als der Greißler, der mit einer bescheidenen Intelligenz ehrlich arbeitet? Ist es das, was wir denken?
Natürlich wollen wir, daß Leute sich entwickeln, aber einfach zu sagen, die sind besser als die anderen, ist Blödsinn. Ich habe immer gesagt: Wer macht denn all den Krach und das Unheil in der Welt? Die geistig Schwachen? Oder sind es die

geistig Starken? Man muß das diesen Leuten sagen: Wir sagen nicht, daß es genau-sogut ist, dumm zu sein. Aber daß euer absoluter Wert auf Intelligenz ist, das geht nicht. Der Junge, der intelligent ist, unerfüllt, der jetzt sein sechstes Auto gestohlen hat und auf der Flucht vor der Polizei einen jungen Professor und seine Frau tötet - bei uns geschehen - ist der soviel wertvoller als der andere, der mühsam sein Fahrrad bewegt? Italien hat ja nicht die Integration erfunden. Es gibt ja schon in anderen Ländern schulische Integration, nur nicht in dem Ausmaß, wie Italien es plant - plant.

Lebenshilfe: Zusammenfassend sagen Sie über die Entwicklung in Italien: Die Italiener planen umfassende Integrationsmaßnahmen, nicht nur in der Schule; und das Mißverständnis im deutschen Sprachraum über diese Entwicklung war, daß sie zum einen erst sehr spät entdeckt wurde - erste Berichte darüber waren ja erst Ende der 70er Jahre im deutschen Raum zu lesen, obwohl die Entwicklung Ende der 60er Jahre begann -....

Dybwad: Ja. Eines der wichtigsten Gesetze war bereits 1971.

Lebenshilfe: ...und zum anderen kommt von Kritikern immer wieder die Meldung: Das italienische Experiment sei gescheitert. Das große und einzigartige Mißverständnis scheint mir zu sein, daß man hier einen sehr großen gesellschaftlichen Änderungsentwurf, der sehr viele Jahre, eigentlich Jahrzehnte, unterwegs ist, von einem Tag auf den anderen in die Realität umgesetzt sehen will. Und da das nicht geschehen kann, wird das Experiment noch zu Lebzeiten als tot erklärt und man geht zur Tagesordnung über.

Dybwad: Richtig. Und ich will da noch eines hinzufügen: Seien Sie ein bißchen vorsichtig damit, die Italiener als pädagogisches Entwicklungsland zu betrachten. Montessori - das ist ein guter Name. Und ich habe in Italien eine Schule besucht, die auf die Montessori-Methode eingestellt war. Also zu sagen, daß in Italien

pädagogische Analphabeten waren, geht ein bißchen weit. Montessori hat eine weltweite Bedeutung erlangt. Pestalozzi in Ehren, aber ich glaube, daß heute mehr Leute in der Welt wissen, was Montessori wollte, als was Pestalozzi wollte - ohne damit sein Werk und seine Wirkung schmälern zu wollen. Dazu kommt, daß Pestalozzi nicht so sehr auf behinderte Kinder eingestellt war, hingegen ist Montessori viel für behinderte Kinder benutzt worden.

Lebenshilfe: In Berichten über Italien ist immer wieder zu hören, daß die Reform vielfach von Eltern - sowohl der behinderten als auch der nichtbehinderten Kinder - abgelehnt wird.

Dybwad: Zunächst einmal ist diese Aussage, "die Leute wollen das ja gar nicht", eine sehr nette Verschiebung von Fachleuten, die die Schuld immer auf die Allgemeinheit abschieben. "Die wollen es nicht - wir könnten ja, aber die Allgemeinheit..."

Ich betone immer wieder, ohne daß man mir widerspricht, daß es überraschend ist, wie wenig Beschwerden wir bekommen über die vielen, vielen sichtbar Behinderten, die uns im Wege sind, die sich auf einem Flugplatz nur langsam bewegen, die unangenehm anzusehen sind usw. Das passiert doch jetzt überall: Man sieht sie im Omnibus, in der Eisenbahn. Wenig, wenig Beschwerden sind gekommen. Und im Unterschied zu politischen und anderen Minoritäten gibt es sehr wenig physische Aggressivität; zum Beispiel in meinem eigenen Land, wo rassische Minoritäten trotz polizeilichen Schutzes immer noch sehr vielen physischen Attacken ausgesetzt sind. Nicht so bei den Behinderten. Zweitens wird gerne ins Treffen geführt, daß es Protest geben wird, mit anderen Worten, man sagt damit, daß man das Negative organisieren kann - verneint aber, daß man auch das Positive organisieren kann. Mein Standpunkt dazu ist, daß wir eben doch in der Lage sein werden, der Allgemeinheit zu sagen, was erreicht werden kann, so daß man zumindest geduldet wird. In vielen menschlichen Bereichen

gibt es ja nur eine Duldung und keinen aktiven Beistand.

Aber besonders in Europa verwundert es mich, wie man behaupten kann, daß die Leute nicht vom Status quo abgehen werden, wo doch in Europa das Unwahrscheinlichste wahr geworden ist. Direkt nach dem Weltkrieg hat Robert Schumann es verstanden, die Kohlen- und Stahlunion zu begründen, die dann in die EG (Europäische Gemeinschaft) mündete. Natürlich war das im Bereich der Wirtschaft, aber heute setzt die EG sehr große Initiativen im Bereich der Rehabilitation. Das sind nicht nur fromme Sprüche, sondern in Italien gibt es beispielsweise zwei große Projekte zur Integration, die aus EG-Geldern unterhalten werden. Wie kann man also sagen, daß solche Änderungen nicht passieren können, wo in Europa in den letzten Jahrzehnten die unwahrscheinlichsten Dinge geschehen sind?

Ich möchte noch etwas sagen über die Kritiker Italiens. Wenn Leute sagen, so schnell geht das ja gar nicht, sage ich: Richtig, das wissen wir. Das wissen auch die Italiener. Selbst die Leute im Ministerium sagen es. Aber wenn man sagt, es geht nicht, muß ich heftig widersprechen. Denn zwischen "noch nicht" und "niemals" ist eine große Kluft. Die Fachleute haben zu oft gesagt, "niemals", ohne jeden Beweis. Und da muß ich eben ganz ausdrücklich sagen, daß ich mich energisch gegen die Leute wende, die sagen, es gibt Kinder, die nicht lernen können, und es gibt Kinder, die immer in Anstalten leben müssen. Dafür gibt es keinen Beweis, aber wir haben sehr viele Gegenbeweise dafür.

Lebenshilfe: Wie erleben die Familien mit behinderten Kindern die Veränderungen an den Schulen?

Dybwad: Ja, die fürchten sich zunächst einmal. Denn wie immer sind sie von den Fachleuten verleitet. Man hat ihnen Angst gemacht, aber die Familien, die ich selbst seit mehreren Jahren kenne, sind jetzt viel positiver. Sie waren anfangs sehr ängstlich. Die Frage ist ja: Welche Familien denn? Die Familien, die ihre Kinder in Heimen abgesondert hatten, die

möchten vielleicht weiterhin die Heime beibehalten. Aber mir kommt es vor allem auf die jungen Familien an, und denen werden die Veränderungen sehr gut erscheinen.

Fortschritt gibt es nicht ohne Schmerzen. Und hier werden große Änderungen gemacht und das kostet etwas, ganz klar. Die Hauptsache dabei ist mir, daß es nicht nur in Italien geschieht. Wenn man sich mit Italien auseinandersetzt und sagt, die haben es zu schnell gemacht, bin ich

durchaus bereit zuzustimmen - aber sie haben es gemacht.

Lebenshilfe: Herr Professor Dybwad, wir danken für das Gespräch.



Dr. Gunnar Dybwad, einer der internationalen Pioniere in der Arbeit für Menschen mit geistiger Behinderung, ist Professor für menschliche Entwicklung an der Biondis University und Professor der Sonderpädagogik an der Syracuse University.

bedingungsLOS

Zu den Texten Georg Paulmichls

Anmerkungen eines Sprachwissenschaftlers

Michael Bürkle (Institut für Germanistik, Universität Innsbruck)

Da gibt es einen Georg Paulmichl - der schreibt Geschichten wie die vom Schneider Pöck und vom Ritter Dickian. Man liest die Geschichten; zuerst ist man belustigt und vielleicht auch ein bißchen befremdet: manche Formulierungen sind schon ungelent, manche Wörter sind neu und nicht leicht verständlich, manche Vergleiche sind allzu banal, andere schon "weit hergeholt". Einige Sätze erscheinen unverständlich, widersinnig.

Wer sich ein bißchen an sprachlicher "Sensibilität" bewahrt hat und sich ein bißchen Zeit nimmt, Paulmichls Texte ein zweites, drittes Mal zu lesen, wird dafür belohnt. Die bloße Belustigung nimmt zwar ab, die Befremdung vielleicht sogar zu. Aber die Befremdung betrifft nicht mehr nur die Formulierungen; es ist der Inhalt, der sich hinter den Formulierungen zuerst versteckt hatte und nun plötzlich - gestützt durch dieselben Sätze und

Wörter - den Leser irritiert. Was zuerst komisch war, bekommt Hintersinn: Wir müssen das Leben neu beleben, sagen Dickians Ritter.

Man fragt dann vielleicht, wer der ist, der das geschrieben hat. Es ist ein "geistig Behinderter" aus Südtirol, kann die Antwort sein. Man ist dann in Versuchung, sein Irritiert-Sein abzuschütteln. Dann waren es also Ergebnisse mangelnder Sprachbeherrschung, die irritierten?

Gewiß, Georg Paulmichls Texte sind voller scheinbarer "Fehler". Schneider Pöcks Stadt ist nicht "bekömmlich", "bekömmlich" kann nur Essen und Trinken sein - allerhöchstens noch eine Zigarette. Die Leute sind nicht "fröhlich und fleißig", weil "es sich geziemt" - Fleiß mag sich ja ziemen, aber Fröhlichkeit? Arbeit ist nicht so (viel), "wie Blumen auf den Friedhöfen". Und man kann nicht "das Leben neu beleben". Das "Vaterland" ist normalerweise nicht "fremd" und man "bekehrt sich" nicht "zurück".

Georg Paulmichls Texte sind gekennzeichnet durch "Verstöße" gegen "Kombinationsregeln" (1) auf allen "höheren" (2) sprachlichen Ebenen. Auf der Ebene der Wörter entstehen aufzasseln, Schießvergnügenheit, Lebensrunden (3), ebenso entstehen: ein "Lebendes Wesen", eine "bekömmliche Stadt", "tollkühne Socken", eine "bedingungslose Unterhaltung", das "fremde Vaterland", "besinnliche Kriegsgeschichten".

Daß der Pfarrer "Witze herunterhaut", daß "Schüler geprüft... (und) geübt" werden, daß die Ritter "das Leben neu beleben" wollen, erklärt sich ebenso als "Verstoß" gegen die Regeln sprachlicher Kombinationsmöglichkeiten. In die gleiche Kategorie gehört der Satz "Die Bürger der Stadt waren alle fröhlich und fleißig, wie es sich geziemt". "Ziemen" kann sich eben nur auf etwas durch irgendeine Moral Gebotenes beziehen.

Ähnlich liegt der Fall auch bei folgenden Beispielen:

"Am Samstag Abend da geht es immer rund. Es ist die Zeit der besinnlichen Abendveranstaltungen in Südtirol."

"Der Februar ist die Zeit der lustigen Späße. Fasching lauert vor der Tür."

"Mit Trauermärschen und Tränen begleiten sie (= die Schützen, Anm. M. B.) den Kameraden zur Letzten Ruh."

"BLENDAMEN schützt die Schützen vor Karies."

Hier sind die Einzelsatz-Konstruktionen für sich richtig. Trotzdem lassen sich die Sätze so eigentlich nicht kombinieren. Die Inhalte sind entweder gegensätzlich oder haben scheinbar gar nichts miteinander zu tun. Ähnliches betrifft manche Vergleiche: (4)

"Arbeit war so viel wie Blumen auf den Friedhöfen."

"Die Lanzen putzen sie so sauber, daß man sich drin spiegeln kann."

"Bewertung":

Nun ist die Liste der "Fehler" und "Verstöße" schon recht lang. Gewiß würden viele Lehrer diese "Fehler" auch als Fehler werten - aber nur schlechte Lehrer. Denn die andere Perspektive des "Fehlers" ist die des - im weitesten Sinn - "Stilmittels". Wie nun Verstöße gegen die Grammatik, den Textaufbau, die Semantik (5) zu werten sind, läßt sich nur aus einem Überblick über das ganze Material entscheiden. Hier läßt sich dann feststellen, daß Georg Paulmichls Verstöße gegen die Normalität der Sprache immer verständlich bleiben. Geht auch durch die Kombination "unpassender" Elemente manchmal anscheinend Inhalt verloren, so sind die "Verstöße" nie so willkürlich, daß sich nicht mehrere sich ergänzende Bedeutungen konstruieren lassen. Ein Vergleich: wenn jemand mit Pfeil und Bogen so umgeht, daß einige Schüsse ins Schwarze, andere knapp und wieder andere weit daneben geraten, so ist anzunehmen, daß er das Gerät nicht richtig beherrscht. Trifft er aber konsequent ganz knapp das Zentrum der Scheibe, haben wir

es eher mit einem Meister seines Fachs zu tun. **Anmerkungen**

Dieser Fall liegt hier vor. Ich fasse die "Fehler" Georg Paulmichls nicht als Fehler sondern als Ergebnisse eines tiefen Sprachgefühls auf. (Jeder große Dichter und Sprachkünstler begeht gezielt ganz ähnliche Verstöße.)

Wie bewußt Georg Paulmichl an seinen Texten "feilt", weiß ich nicht: sie könnten auch das Ergebnis einer Sprachbegabung sein, die sich durch ein Schulsystem, in dem nur Rechtwinkliges und Gerades zählt, nicht verderben hat lassen. Zu wieviel Prozent da jetzt die Ratio bzw. die Intuition an der Entstehung der Texte beteiligt ist, kann aber m.E. als zweitrangige Frage gelten.

- (1) Auf der Wort- bzw. Satzebene sind das v. a. Verstöße gegen die "Valenz" von Verb, Substantiv und Adjektiv.
- (2) "höher" ohne intellektuelle Wertung, sondern nur bezogen auf ein Schichtenmodell von Sprache.
- (3) Ähnlich schwankeln offenbar aus schwanken und wackeln, hier aber nicht nur kombiniert, sondern sogar "verschmolzen".
- (4) Jeder Vergleich setzt Dinge parallel, die nicht identisch sind. Das hat aber gewisse Grenzen, die mir in den zitierten Vergleichen Georg Paulmichls überschritten scheinen.
- (5) Semantik = "Bedeutungslehre" ■

Georg Paulmichl

Ein Schneider namens Pöck lebte in einer bekömmlichen Stadt. Die Bürger der Stadt waren alle fröhlich und fleißig wie es sich geziemt. In der Stadt war so viel Arbeit, wie Blumen auf den Friedhöfen. Auch dem Schneider drückte die Arbeit auf dem Buckel, daß er schon ganz krumm war.

Der Schneider arbeitete nicht gerne und die Arbeit war für ihn nicht ein Vergnügen.

Morgens als der Wecker ihn aufrasselte, setzte er sofort eine Maske vors Gesicht, hinter der der Schneider sein Leben aufbewahrte.

Niemand sah sein richtiges Gesicht.

Die Maske machte ein unaufhörlich lächerliches Gesicht.

Alle in der Stadt glaubten, daß der Schneider vor Glück nur so schwankelte. Doch hinter Schneiders Maske lebte seine universale Traurigkeit.

Nur bei stockfinsterner Nacht enthub er sich der Maske.

Und siehe man sah seine planken Backen, Ohren und seine kleinen Nasenlöcher.

In der Dunkelheit fühlte er sich heimlich wohl.

Eines Tages als er steinalt war und sein Körper nur so wackelte, wurde er von der Erde enthoben.

Viele Leute aus der Stadt trugen ihn zum letzten Geleit.

Die Glocken ertönten und die Traurigkeit saß den Leuten in den Augen!

Der Pfarrer sprach: "Wahrlich dieser Mann war eine wahre Fundgrube!"

Mit einem Trauermarsch wurde der Schneider Pöck unter die Erde versetzt.

So kam Pöcks Traurigkeit nie ans Licht der Erde.

Georg Paulmichl

Im tiefen Mittelalter lebte der Ritter Dickian in der Burg Runkelstein.
Mit ihm lebten noch 10 Ritter, die alle so dick waren, daß die Rüstungen quitschen.
Auch der kleine oberritter Dickian war so fett wie eine Wanze.
Die Ritter in Runkelstein sofften und fraßen bis in die tiefe Geisterstunde.
Die Teller und Schüsseln waren immer voll über den Rand.
Manchmal fraßen die Ritter so viel, daß sie das ganze Schloß voll anspießen.
Ihre Mägen waren groß wie die Müllkübel.
Plötzlich um die Feierstunde sprang der Ritter Dickian in die Lüfte und schrie:
"Man kann das ganze Leben nicht nur fressen, wir müssen endlich eine Heldentat tun"
Ja Meister, sprachen die Ritter im Chor, wir müssen das Leben neu beleben.
Die Ritter beschloßen nun einen kleinen Krieg zu führen.
Neben der Burg Runkelstein, wimmelte es nur so von Feinden und anderen Gattungen.

Nun beschloßen sie das fremde Vaterland zu besiegen.
Die Lanzen putzten sie so sauber, daß man sich drin spiegeln kann.
Wacker, tapfer und auserkohren zogen die dicken Ritter nun zum Feindesangriff.
Aber schon beim ersten Waffengkelirr zogen ihnen die Feinde eins um die Ohren.
Wütend, außer Rand und Band und bis auf dem Boden hangend, bekehrten sie sich nach Runkelstein zurück.

Zu Hause bepflasterten sie ihre Kratzer.
Die Ritter schworen nie mehr ein Schwert zu berühren.
Von diesem Tag an fingen sie wieder an zu saufen und zu fressen, daß es nur so schauerte.

Georg Paulmichl

Im Land der untergehenden Sonne lebte die Familie Feuerstein.
Das Haus der Familie war pico bello.
Die Familie verlebte glückliche Lebensrunden.
Sorgfalt und Glorie schallten aus dem Haus.
Kriminelles war der Familie nicht zu Teil.
Tief in den Kindern der Feuersteins herrschte die Vernunft.
Fremde Barbaren durften die Familie nicht heimsuchen, deshalb bewachte ein Dalmatiner Hund das Hab und Gut.
Drähte und Zäune verdeckten der Familie das Haus.
Jeden Tag dankte die Familie dem lieben Gott für die Güt und Demut.
Die Feuersteins waren stolz, daß sie nicht zum Gesindel geworden sind.
Plötzlich eines Tages drehte ein Sohn einfach ab und zog über die Wälder und Sümpfe.
Nie mehr kehrte er zur Familie Feuerstein zurück.
Noch heute rätselt die Familie über das Abdrehen des Sohnes.
Seit diesem Tag weiß die Familie nicht mehr wo vorne und hinten ist.

Die tapferen MOHlkaner

Die Geschichte von der ambulanten Hilfe in Innsbruck, 3. Teil

Volker Schönwiese, Eva Fleischer

Daß es in Innsbruck an der ambulanten Hilfe gebricht, wissen die werten LOS-Leser/innen ja schon aus der LOS Nr. 1 und LOS Nr. 5/6. Dies ist kein Einzelfall in Österreich, weil es bisher ja nur in Linz eine entsprechende MOHI (Mobiler Hilfsdienst) gibt. Österreich's Kommunen setzen halt immer noch mehr auf die unbezahlte Hilfe freundlicher Nachbarn und unausgelasteter Hausfrauen, sowie auf die alle Bedürfnisse erfüllenden Heime.

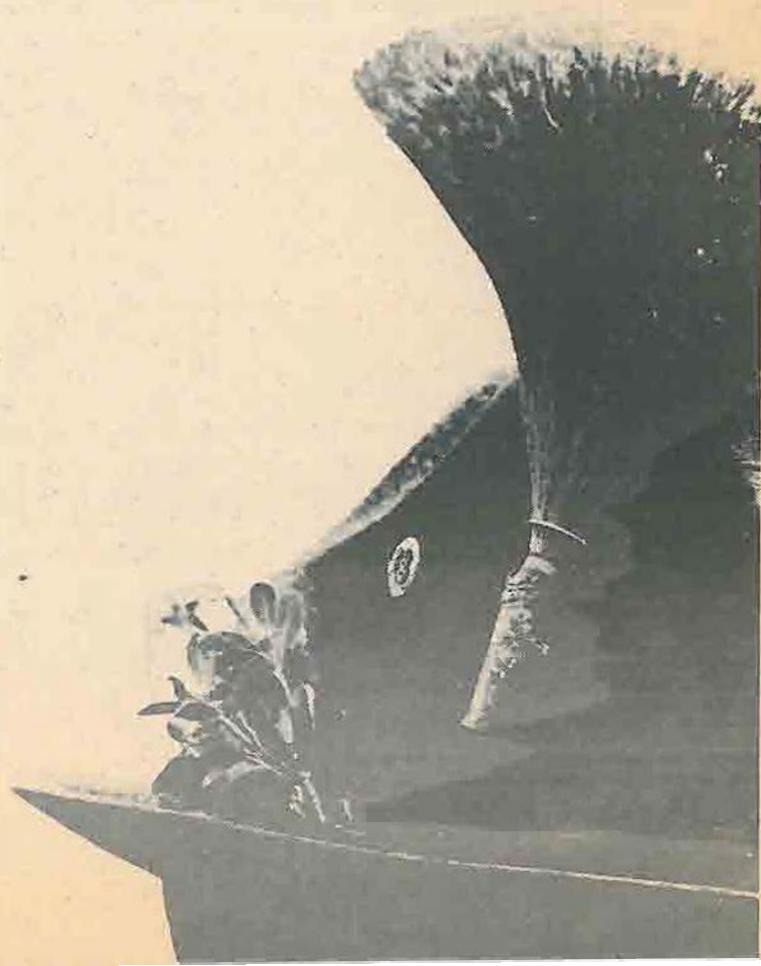
Da die Verhandlungen mit den zuständigen Politikern bezüglich der Sozialstation Ulfiswiese (da forderten wir für eine integrierte Wohnanlage eine 24-Stunden-Betreuung) zwar an unseren Kräften und unserer Geduld gezehrt, aber sonst kein Ergebnis gebracht hatten, beschlossen wir die berühmte Hilfe zur Selbsthilfe in Anspruch zu nehmen: wir helfen uns selbst und gründen die MOHI Innsbruck!

Eigentlich hätten wir aus schönen Prinzipien gedacht, die "öffentliche Hand" sollte bedürfnisgerechte ambulante Dienste selber organisieren - sie hat das Geld und sie hat die Fähigkeit "flächendeckende" Einrichtungen zu schaffen. Aber auch die deutschen Erfahrungen zeigten, daß es sinnlos ist, auf die Initiative der öffentlichen Hand zu warten und so sind auch in der BRD aus der Behinderten- und Krüppelbewegung einige selbstorganisierte Dienste entstanden (Marburg, Frankfurt, Berlin, München usw.), vgl. LOS Nr. 8.

Nach sechs Monaten harter Arbeit der ganzen Gruppe beginnen wir zu fühlen, daß der Sprung von einem Initiativgruppenkonzept zu einem Quasi-professionellen

Dienst alles andere als einfach ist. Die zwei wichtigsten Probleme, die sich für uns dabei ergaben, waren die Finanzierung und die Orientierung an den Betroffenen, die im folgenden kurz dargestellt werden.

Finanzierung: Personalkosten und Sachaufwand werden nicht über einen einheitlichen Stundensatz von einem Kostenträger (z.B. vom Land über das Tiroler Rehabilitationsgesetz) getragen. So hatten wir uns das naiverweise am Anfang vorgestellt. Die Realität sieht so aus, daß wir mit dem Bund (Aktion 8000, Akademikertraining, Aktion für sozialinnovative Projekte), mit dem Land (Stundensatz für nicht angestellte Helfer, Teil des Sach- und Personalaufwandes) und mit der Stadt (Teil des Sach- und Personalaufwan-



des) in Verhandlung stehen. Daraus ergeben sich komplizierte Verhandlungen und vielfältige Abstimmungsschwierigkeiten zwischen den beteiligten Stellen. Als weiteres Problem für die Vorgangsweise bei den Verhandlungen ergab sich, daß es unmöglich für alle Gruppenmitglieder ist, sich in diesem Finanzierungsdschungel zurechtzufinden und dadurch demokratische Entscheidungsprozesse erschwert werden.

Das einstweilige Ergebnis Mitte April: Seit einer Woche arbeitet bei uns eine promovierte Pädagogin als erste Angestellte (Akademikertraining), die den gesamten Aufbau der MOHI und die ersten Helfertätigkeiten der MOHI koordinieren soll. Ab Anfang Mai werden zwei hauptamtliche Helfer über die Aktion 8000 angestellt, wobei es allerdings noch Schwierigkeiten wegen der Finanzierung des vollen Kollektivlohnes gibt, den wir den Helfern gerne zahlen möchten (ca. S 7.000 netto). Die Laienhelfer sollen einen Stundensatz von S 70,- und Fahrtkosten (über das Tiroler Rehabilitationsgesetz) erhalten, für dessen Deckung wir eine vorläufige Zusage haben. Um alle weiteren Mittel ist zwar verhandelt worden, aber wir haben noch keine definitiven Zusagen. Wir springen also mit dem Start der MOHI am 2. Mai finanziell ins kalte Wasser.

Eine permanente Belastung ist für uns auch, daß wir dauernd unter Einsparungsdruck stehen, d.h. daß von uns (Vereinsmitglieder) viel unbezahlte Arbeit verlangt wird bzw. der Druck groß ist, die Interessen der Helfer in Hinblick auf eine gerechte Bezahlung preiszugeben. So wurde von uns gefordert, unsere Vorstellungen bezüglich des Kollektivlohnes und der Höhe des Stundensatzes für die Laienhelfer "realistischer" zu gestalten. Dabei ist es schwierig abzuschätzen, wie weit der Ausverkauf der Prinzipien im Dienste der Sache gehen darf. Bei der unentgeltlichen Arbeit der Vereins(Vorstands)mitglieder haben wir nachgegeben, bei der Entlohnung der Helfer (noch?) nicht.

Orientierung an den Betroffenen: Die

Interessen der Helfer und die Interessen der Behinderten bergen Konfliktstoff in sich. Uns ist erstes Prinzip die Selbstbestimmung der Behinderten, die allerdings nicht auf Kosten der Helfer gehen darf, d.h. unter anderem die Art und Dauer der Hilfeleistungen muß von den konkreten Bedürfnissen der Behinderten und nicht von den Organisationsnotwendigkeiten der MOHI bestimmt werden. Für den Helfer muß die Sicherheit gegeben sein, daß Probleme bei der Hilfeleistung (die durch einfache Dienstumstellung nicht behoben werden können) nicht automatisch zur Kündigung führen, sondern daß die MOHI Hilfen für die Bearbeitung der Schwierigkeiten gibt. Dabei ergibt sich die entscheidende Frage, wie diese Beratung und Reflexion (der Helfer oder der Behinderten) aussehen soll. Zuerst gingen wir von einer eher klassischen Supervisionsvorstellung aus (kleine Helfergruppen treffen sich ohne Beteiligung der Behinderten), inzwischen meinen wir, daß eine Orientierung an den Betroffenen nur bedeuten kann, daß auch die Behinderten voll in diese Reflexion miteinbezogen werden müssen. Schließlich geht es um Erfahrungsprozesse und Entwicklung zu Autonomie für alle. Dies erfordert allerdings ein hohes Maß an Bereitschaft, sich aufeinander einzulassen für alle und wir wissen noch nicht, wie dies in der Praxis erreicht werden kann. Wobei wir glauben, daß das erste Mittel zur Emanzipation Behinderter immer noch die Sicherung alltäglicher Lebensbedürfnisse ist.

Aktuelle Fortsetzung folgt.

Unsere Adresse:

MOHI Innsbruck

Pradler Straße 10

6020 Innsbruck / Tel. 05222/41 80 95

Ab 2. Mai ist unser Büro Montag bis Freitag von 10-12 und von 14-16 Uhr besetzt.

Bad Tatzmannsdorf 1985

Bericht zum Symposium "Schulische Integrationsbestrebungen" vom 22. bis 24. Februar 1985 in Bad Tatzmannsdorf im Burgenland

Otto Anlanger

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Veranstaltung war ein voller Erfolg. Schon die Teilnehmerliste ließ einiges erwarten: Lehrer, Schulinspektoren, Vertreter aus dem Unterrichtsministerium, Schulpsychologen, Beratungslehrer, Soziologen, Uni- und PÄDAK-Professoren sollten an Podiumsdiskussionen teilnehmen oder Arbeitsgruppen leiten, bzw. dort Impulsreferate halten.

Eröffnet wurde das Symposium von Fritz Krutzler, dem Landeschulinspektor für Pflichtschulwesen im Burgenland.

An der anschließenden Podiumsdiskussion, die unter der Leitung von Walter Reiss (Journalist) stattfand, nahmen teil:

Sabine Abram, Psychologin (Südtirol), Karl Köppel, Beratungslehrer des Zentrums für Verhaltenspädagogik (Wien), Gabriele Huterer, Heilgymnastin, Vertreterin des Schulversuchs "Kinderschule" (Oberwart), Volker Schönwiese, Psychologe (Innsbruck), Walter Thaler, Sonderschulinspektor (Tirol), Peter Gstettner, Prof. für Erziehungswissenschaft (Klagenfurt).

Abgesehen von Herrn Thaler plädierten alle uneingeschränkt für Integration.

Ich will hier die drei mir am wichtigsten erscheinenden Ausführungen kurz wiedergeben.

Sabine Abram zählte in zehn Punkten auf, was schulische Integration sicherlich nicht sei:

- Nicht von Italien erfunden und nicht perfekt

- Nicht von heute auf morgen durchführbar und nicht von oben herab per Dekret zu verordnen
- Kein Hirngespinnst linker Ideologen
- Kein Zauberwort für Behindertenintegration
- Praktische Durchführung ist abhängig von sozial-ökonomischen Bedingungen
- Keine Garantie gegen sozialen Ausschluß
- Darf nicht als Almosen oder soziale Geste gesehen werden
- Kann Behinderung nicht wettmachen
- Nicht für Lehrer mit autoritärem Charakter oder Helfersyndrom
- Kein Aushängeschild für karrieresüchtige Experten oder Eltern

Peter Gstettner formulierte zehn Standardargumente, die immer wieder gegen die schulische Integration vorgebracht werden:

- Kinder werden in Sonderinstitutionen besser gefördert
- Unsere Schulorganisation läßt keine Integration zu (es gibt aber auch kein Gesetz, das Integration verbietet)
- Sonderpädagogik hat sich bewährt
- Die Integrationsversuche (Italien, Skandinavien) sind gescheitert (Die Länder selbst sprechen aber nicht davon!)
- Die Bevölkerung ist noch nicht so weit, daß sie Integration respektiert
- Die Eltern der nichtbehinderten Kinder sträuben sich gegen die schulische Integration, weil die Kinder hier nicht so gut gefördert würden (20% der Eltern haben zu Schulbeginn Vorbehalte - am Ende des Schuljahres sind es nur noch 2%! Meinungsänderung nur durch die Praxis)
- Eltern der behinderten Kinder haben auch Vorurteile (Behinderte Kinder hätten Neidkomplexe gegenüber "gesunden" Kindern)
- Lehrer haben Vorbehalte gegen Integration

(Mehr Information in der Lehrer-
Aus- und Fortbildung!)

- Wir haben Schulversuche schon seit zehn Jahren - Wozu Integration?
- Kinder fühlen sich unter ihresgleichen am wohlsten!
(Dieses Argument wird aber nur von Erwachsenen vorgetragen).

Gabriele Huterer stellte an den Beginn ihres Referates die meiner Meinung nach sehr wichtige Aussage: "Wir müssen gemeinsam lernen!" Im kleinen burgenländischen Ort Oberwart herrscht Erstaunen bis offene Feindseligkeit gegenüber dem Schulversuch, der sicherlich noch nicht in die Gesellschaft integriert ist. Der Prozeß unter den Kindern läuft aber gut!

Die Grundidee ist eine Teamarbeit von zwei Lehrkräften (einem Sonderschullehrer und einem Volksschullehrer). Dies ermöglicht die Verwirklichung moderner didaktischer Methoden und Arbeitsformen und eröffnet damit die Chance, eine heterogene Klasse so zu unterrichten, daß jedes einzelne Kind die ihm erreichbaren optimalen Lernziele auch wirklich erreicht. Die Bereitschaft zur Teamarbeit und zu einem Mehr an Vorbereitungsarbeit ist nötig. Eine Zusatzausbildung mit Rücksicht auf die vorhandenen Behinderungen wäre günstig.

Derzeit besuchen 14 Kinder die erste Klasse Volksschule, wobei 4 Kinder als behindert einzustufen wären. Es gibt keine Trennung in homogene Leistungsgruppen. In der ersten Schulstufe besuchen grundsätzlich alle Kinder die Volksschule und werden verbal beurteilt. Körper- und sinnesbehinderte Kinder erhalten zusätzliche spezifische Angebote. Im Lauf der zweiten Schulstufe Einstufung in den ihnen gemäßen Typ einer Sonderschule. Die Schüler verbleiben im Klassenverband, sollten aber ein Zeugnis ihrer Schultype erhalten. Ab Ende der zweiten Schulstufe Notengebung. Unterrichtet wird nach dem Modell Tagesheimschule: 5 Stunden Unterricht, 3 Stunden gelenkte Freizeit. Zu Mittag wird gemeinsam gegessen. Leider gibt es bis jetzt noch immer keine gülti-

ge Rechtslage für diesen Schulversuch. Es müßte viel mehr Druck von unten kommen - von den Eltern. Derzeit fragen noch manche im Ort: "Wer sind denn diese Eltern, die ihre Kinder mit diesen Behinderten in dieselbe Klasse gehen lassen?"

Nach anschließender Podiumsdiskussion und Mittagspause referierte Jutta Schöler von der Uni Berlin in Vertretung für ihren verhinderten Kollegen Ulf Preuss-Lausitz. Sie meinte: Wenn wir über Integration reden, müßten wir uns bewußt sein, daß vor jeder Integration eine Aussonderung stattgefunden haben muß. Aussonderung beginne eigentlich schon bei der Geburt - wenn nicht schon früher. Es ist dies ein gesellschaftlich - philosophisches Problem. Schulische Integration ist bei uns derzeit noch eine Utopie - aber gerade Utopien sind so wichtig! Anschließend brachte sie ein Beispiel für vorhandene Mißverständnisse:

Lehrer zur Mutter: "Thomas (behindert) guckt immer so traurig den anderen zu, wenn sie im Schulhof Fußball spielen."
Mutter: "Haben sie schon darüber mit ihm gesprochen? Er schaut nämlich so gerne zu, daß wir sogar am Wochenende zu Matches fahren!!"

Im übrigen gibt es keine Studie, die belegen kann, daß Integration nachteilige Folgen hat. Es ist vielmehr so, daß bei integrierten Kindern ein Intelligenzzuwachs von 9,5 IQ-Punkten festgestellt werden konnte, bei Sonderschülern nur 4,5 IQ-Punkte.

Jutta Schöler stellte dann noch fünf Integrationsmodelle aus Berlin vor, die dann ebenfalls in verschiedenen Arbeitskreisen diskutiert wurden:

- Modellversuche "Sonderschule für Integration"
- Beratungssysteme - Sonderschullehrer beraten Regelschullehrer
- Sonderpädagogen arbeiten an der Regelschule
- Einzelintegration - Einzelkampf eines engagierten Regelschullehrers
- Schulen eines Einzugsgebietes werden (als Modellschule) die Schule für

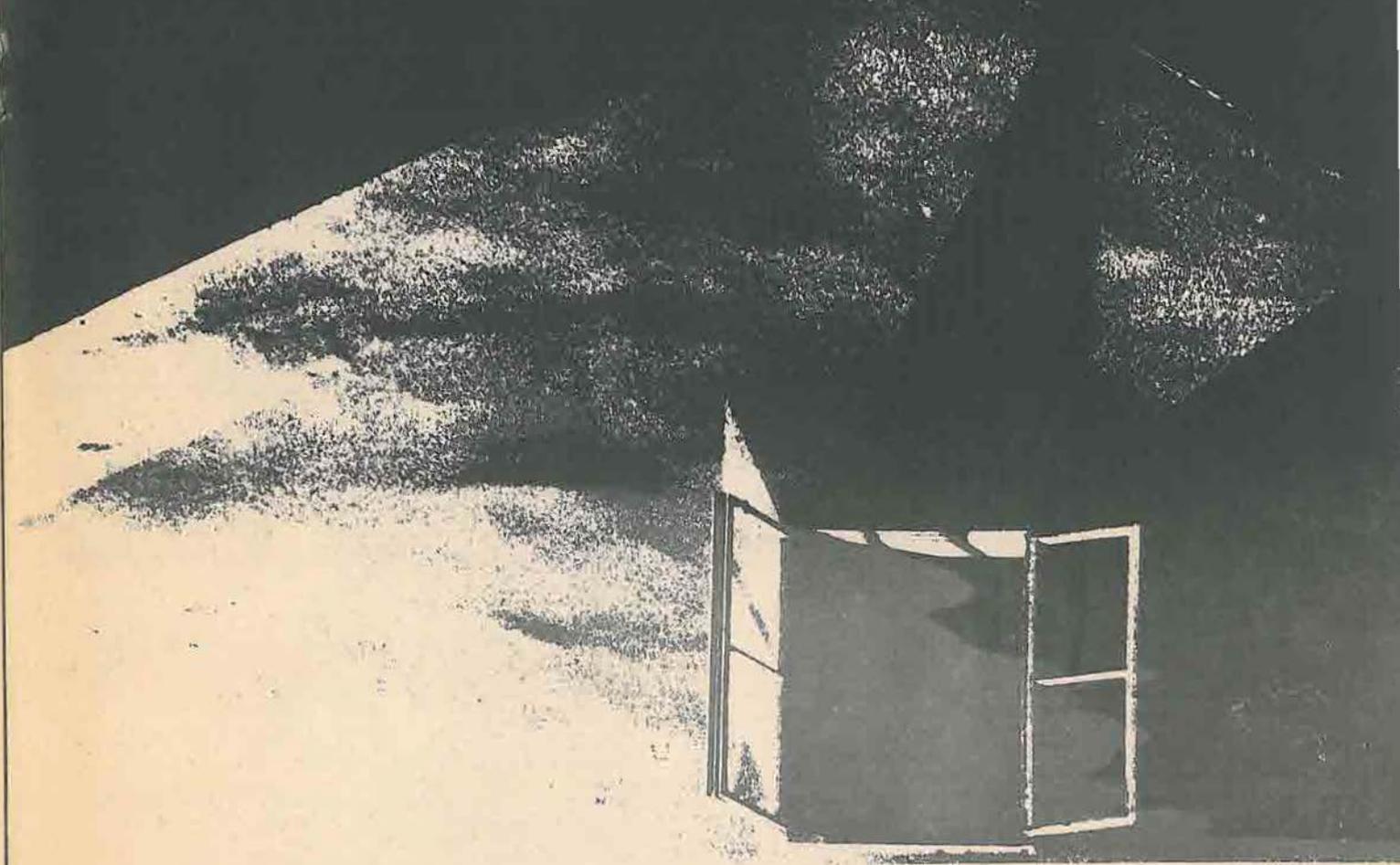


Foto: G.W.Trübswasser

alle Kinder (keine geistige Behinderung!)

Zum Thema Leistungsbeurteilung meinte sie, daß in Italien und Dänemark Ziffernoten bereits seit neun Jahren an allen Schulen abgeschafft seien. Auch an der Eliteschule Berlins, der "Kennedy-Schule", die nur von Diplomatenkindern besucht wird, gibt es verbale Beurteilung. Lehrer sind eigentlich Einzelkämpfer und es stellt sich die Frage, ob dies sinnvoll ist, da doch alle Akademiker (wie zum Beispiel Ingenieure, Architekten usw.) kooperativ arbeiten.

Sehr wichtig wäre es, die Normalität des behinderten Kindes erst einmal wahrzunehmen,

bevor es gefördert werden kann. Ein behindertes Kind soll auch durch die anderen nichtbehinderten Kinder herausgefordert werden - und deswegen ebenfalls ein Ja zur Integration.

Anschließend wurden die vier verschiedenen Arbeitsgruppen vorgestellt, in denen dann drei Tage lang diskutiert wurde:

- Äußere Organisationsform der Schule
- Schultypen - Sonderschulheime - Bauliche Gegebenheiten
- Lehrinhalte und Unterrichtsformen
- Ausbildung und Berufspraxis von Lehrern - Lehrpläne
- Gesellschaftliche Wertvorstellungen
- Situation der Behinderten in unserer Gesellschaft und die daraus folgenden

Konsequenzen im schulischen Bereich
- Konkrete Erfahrungen Behinderter und Nichtbehinderter miteinander und deren Einfluß auf den pädagogischen Alltag

Der aktuelle Stand in den Arbeitsgruppen wurde anschließend in einem großen Plenum erläutert und diskutiert.

An einem Tag sollte der Schwerpunkt auf die Schwierigkeiten und Grenzen schulischer Integration gelegt werden und am nächsten sollten Maßnahmen zur Überwindung eben dieser Schwierigkeiten überlegt werden. Auf die Fülle der aufgeworfenen Fragen, Ideen, Vorschläge und Lösungsmöglichkeiten einzugehen, die in den drei Tagen zur Sprache kamen, würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. Ich möchte hier nur noch die geplanten Maßnahmen anführen:

- An den Pädagogischen Akademien:
Kritische Hausarbeiten zulassen
In Seminaren das Thema Integration behandeln
In allen Lehrvereinen für Integration eintreten
- An den Schulen:
Gespräche mit Kollegen(innen) suchen
Erfahrungsaustausch
Regelschullehrer über Förderungsmaßnahmen informieren
* Mit den Kindern darüber diskutieren
Elternverein
- Medien:
Eine Sondernummer der Reihe "Schulheft" über Integration
Ein Artikel in der Schriftreihe "Erziehung heute"
Weitere Publikationsmöglichkeiten suchen (Fachblätter etc.)
- Sonstiges:
Antrag an die Gewerkschaft
Leserbriefe an "Der Pflichtschullehrer"
Adressenlisten von interessierten Personen und Gruppen
Herausgabe eines Tagungsberichtes

&

Es gab im übrigen auch ein interessantes Rahmenprogramm: Filme, Ausstellung mit Arbeitsbehelfen, Projektbörse, Büchertisch und eine szenische Collage, bei der auch die Kinder der Oberwarther Schule mitgewirkt haben.

Das Arbeitsklima war sehr gut und die Diskussionen wurden sehr engagiert geführt. Es war allerdings sehr schade, daß sich einige Lehrerkollegen persönlich angegriffen fühlten und fast beleidigt reagierten, wenn man Argumente für Integration vorbrachte und quasi "ihre Sonderschule" kritisierte. Sie konnten scheinbar das Problem nicht von ihrer Person losgelöst sehen. Es wollte niemand diesen engagierten Lehrern, die sich so für die Erhaltung der Sonderschulen einsetzen, ihren guten Willen absprechen. Da dieses Problem aber ein strukturelles ist, muß es in einem größeren Zusammenhang gesehen werden.

Viele Lehrer setzen die Auflösung der Sonderschulen gleich mit dem Verlust ihres Arbeitsplatzes. Aber gerade das ist doch der Trugschluß: Sonderpädagogen würden vermehrt gebraucht werden, denn sie sind es ja auch, die ein immenses Wissen an Kollegen weiterzugeben haben (Stützlehrersystem).

Im übrigen sollte doch das Kind im Mittelpunkt unserer Betrachtung stehen. Gerade Mitschüler haben ein recht gutes Gespür dafür, was der Behinderte bewältigen kann und was nicht. Auf der einen Seite haben die Kinder das Gefühl des Gebrauchtwerdens - auf der anderen Seite das Gefühl des Anerkanntwerdens. Hier laufen sehr viele soziale Prozesse ab und dies ist auch für die gesamte Persönlichkeitsentwicklung sehr wichtig. Die Kinder wachsen auf diese Weise in die Gesellschaft hinein und werden nicht hineingestoßen, wie dies oft nach der behüteten Zeit in einer Sonderschule geschieht.

Ich weiß, Behinderung kann man nicht wegdiskutieren.

Aber wenn schon behindert, dann drinnen und nicht draußen!!!

Das Schweigen um die Psychiatrie

Herbert Gruber

In der Zeit vom 27. bis 31. März 1985 fand in einem Studentenheim in Salzburg die Arbeitstagung "Das Schweigen um die Psychiatrie" statt. Ziel dieser Tagung, organisiert von Ökologiestudenten, war, das in den letzten Jahren eingetretene Schweigen um die Psychiatrie und die psychiatrische Versorgung zu brechen. Die Veranstaltung war als Auftakt gesehen worden, um neue Impulse in Richtung einer kritischen, demokratischen Psychiatriebewegung zu setzen.

Einerseits wurde das Thema mit einem historischen Abriss von der Ausschließung über Euthanasie bis hin zur Psychiatriereform in seinen historischen Dimensionen erfaßt, andererseits wurde durch Referate die allgemeine Situation der Psychiatriereform in Österreich, der Bundesrepublik Deutschland und Italien beleuchtet und somit verglichen.

Im internationalen Vergleich schneidet meines Erachtens Österreich mit Ausnahme von Wien und Salzburg schlecht ab. Die Psychiatriereform hat in weiten Teilen Österreichs bis dato noch nicht begonnen und die Situation des institutionell betreuten Irren, vor allem in den Bundesländern Steiermark, Kärnten und Oberösterreich ist nur vergleichbar mit den finsternen Epochen des Mittelalters.

Doch auch übertriebene Hoffnungen auf eine wesentliche Besserung durch die derzeit in Durchführung begriffenen Reformbewegungen, vor allem in weiten Teilen der Bundesrepublik Deutschland und auch in Wien, sind nicht angebracht. Laut Gerd Hellerich, einem der Referenten dieser Tagung, führt die Psychiatriereform dazu, daß umfangreiche Netze flexibler multiprofessioneller psychosozialer Versorgungssysteme in den Gemeinden aufgebaut worden sind.

Das medizinische Modell wird um psychologische und soziale Dimensionen erweitert, jedoch können die "neuen Kleider der Psychiatrie" nicht darüber hinwegtäuschen, daß die herkömmliche Sicht - und Umgangsform - erhalten geblieben ist. Erhärtet wird diese These durch einen Forderungskatalog von Gruppen von Betroffenen aus der Bundesrepublik Deutschland, welche die Partei der Grünen in ihren Thesen zur "Abschaffung und Überwindung der Psychiatrie" geschlossen am 1./2. Dezember 1984 aufgenommen hat:

1. Die Schließung der Irrenhäuser, die Abschaffung der psychiatrischen Lager muß sofort und ohne wenn und aber beginnen. Ohne die Schließung der Anstalten, der großen und der kleinen, sind alle noch so gut gemeinten Alternativen nur Beiträge zur Verdoppelung der Psychiatrie. Die Irrenhäuser suchen nur ihr Klientel.
2. Das Psychiatriemodellprogramm der Bundesregierung soll mit seinem Auslaufen Ende 1985 nicht fortgeführt werden, das Modellprogramm stellt in keinem Fall eine Alternative zur herrschenden Psychiatrie dar.
3. Den psychiatrischen Patienten sind Menschen- und Bürgerrechte zu garantieren. Sofort und total zu verbieten sind: Elektroschockbehandlungen, Insulinschocks, Lobotomie, Zwangssterilisation, Zwangsbehandlung mit Neuroleptika, Menschenversuche mit Psychopharmaka.
4. Der Herrschaftscharakter psychiatrisch-therapeutischer Hilfen ist durch ihre Kommunalisierung und durch den Vorrang der Selbstorganisation Betroffener zu umgehen.

Weiters lautet es in diesem Forderungskatalog:
"Wir lehnen den Auftrag der Psychiatrie ab!"

Wir lehnen den Auftrag an uns, als Betroffene, Bürger und Mitarbeiter der Psychiatrie ab, die Gewalt der Psychiatrie vorzuschreiben! Wir wissen aber auch, daß die Ablehnung und die Anschaffung der Psychiatrie nur ein, wenngleich unverzichtbarer, Schritt ist: ohne Strategien zur Überwindung der Armut, zur Neuordnung der Arbeit und ihre Wiederaneignung durch die Menschen, zum Abbau psychiatrischer Herrschaftsstrukturen, wird die Gesellschaft die Psychiatrie immer wieder neu schaffen, weil sie sie braucht!"

Ich möchte die Schlußworte dieses Forderungskatalogs der Grünen fortführen. Wie die Gesellschaft die Psychiatrie derzeit braucht, braucht die Psychiatrie, um sich nicht zu verändern, das Schweigen. Die Veränderung, die ich meine, ist nicht eine Verwaltungsreform bzw. eine Betreuungsmodifikation, wie sie derzeit erfolgt und als fortschrittlich gilt, sondern eine existenzielle Änderung des Systems der Ausgliederung und Sonderbetreuung der Irren.

Das Ziel der Tagung, nämlich die Psychiatrie neuerlich zum Thema zu machen, wurde nicht erreicht. Die Psychiatrie hat ihr Schweigen wieder.



Mongoloide werden älter

über die Dauer der Leiden

Ybbser Tage, Mai 1985 - Vortrag Prof. Rett

Ingrid Costan

Danke für die Bereicherung Ihrer ach so HERRlichen Wissenschaft, in der Sie auch meiner Wenigkeit einen Platz zugeordnet haben, wo ich mich sicher fühle und im Moment inneren Zweifels erinnere ich mich des gefühlvollen Vortrages "Das Lebensschicksal geistig und mehrfach Behinderter", um mir meine von Ihnen zuge-

teilte Wertigkeit vor Augen zu halten. Nachdem es mir gelungen war, dem Vortrag bis zu Ende zu folgen, ließ mich die rührige Spezialdisziplin nicht mehr los, fesselte mich und konnte sich auch in meinem Leben, das heißt nicht als Medizinerin oder Soziologin, sondern als Frau, bewahrheiten und als weiterer Leitfaden bewähren.

Da es mir bei den Ybbser Tagen 1985 aus zeitlichen Gründen nicht möglich war,

mich nach dem Vortrag von Prof. Rett zu Wort zu melden, möchte ich es hiermit nachholen, um dabei einige der häufig verwendeten Begriffe, die immer wieder unreflektiert angeführt werden, in Frage zu stellen und meine Zweifel kundtun, wem die heute praktizierte Medizin letztendlich dient.

Zum besseren Verständnis scheint es nötig, die in der psychiatrischen Diskussion zentral aufgeworfenen Begriffe, wie z.B. "Die ideale Familie" näher zu betrachten, um sie aus jenem sorglosen Umgang herauszulösen, der ihnen ein idyllisches Wesen unterschiebt, wobei jedoch jede nähere Untersuchung sie als Unterdrückungsinstanz bloßstellt. Da nicht selten an diese Institutionen die Betreuung von Behinderten abgeschoben wird, scheint es angebracht, nicht in bunten Bildern zu schwelgen, sondern der grauen Realität ihren Platz zu geben.

Familie

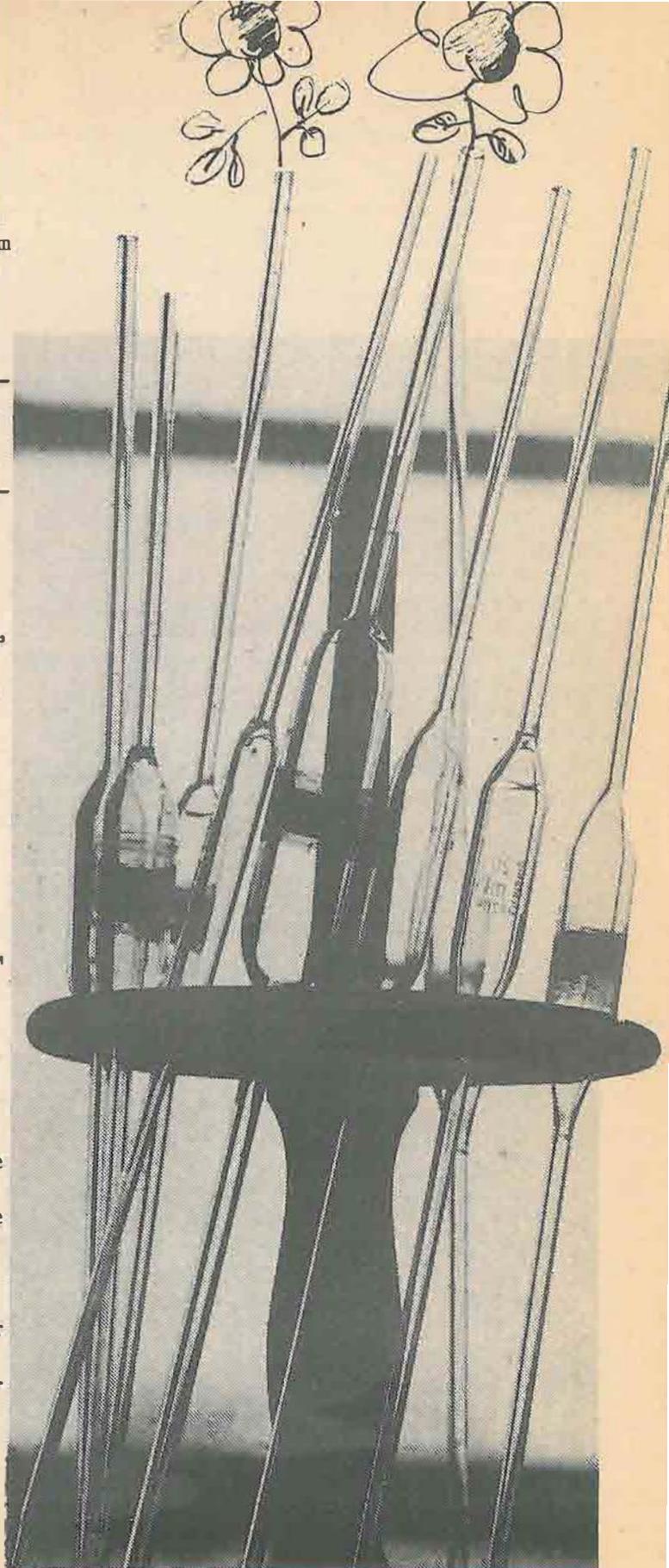
"Eine intakte Ehe/Familie ist das Beste, was es für einen geistig behinderten Menschen geben kann"
(Rett)

"Es sind die Eltern, die das Schicksal eines behinderten Kindes tragen."
(Rett)

Eine intakte Ehe des Behinderten bzw. seiner Eltern müßte zwangsläufig darin sich äußern, daß der Betreffende sich nicht weiter als Behinderter zu fühlen hat. Glücklicherweise auch die Wissenschaft, die auf jene Einrichtungen unserer seligen Gesellschaft sich zu besinnen in der Lage ist, und die Dank unschätzbaren Forschungsarbeiten pharmazeutischer Industrien, die die wichtigsten Mittel zur Ruhigstellung des Klientels selbstlos zur Verfügung stellen, keine Mittel und Wege scheuen, immer neue Bezeichnungen zu entdecken, um jenen das Glück zu bringen, die als krank bezeichnet werden.

Gesellschaft

"Wir müssen jede Situation erklären können". (Rett)



Die Wissenschaft bzw. deren praktische Vollzieher behandeln jeden, wo immer sie zu fürchten haben, es könnte ihnen Unglück zustoßen, unabhängig von Klasse, Rasse, Kasse, Religion und Hautfarbe, alle die Alten, die Frauen, die Jugendlichen, jene, die an den Rand der Entscheidungssphäre gedrängt zu werden drohen, finden hilfreiche Aufnahme in den schützenden Bereichen ihrer gesegneten Wohltätigkeit. Nun müssen jene Gelehrten nur dem gehorchen können, nämlich, daß sie selbst genug sind, in ebensolchen Familien ihre Entwicklung zum reifen Menschen finden durften, somit ist es recht, nehmen sie sich selbst als Maßstab des Gesunden. Gar schlimm ist es, sind die Krankheiten nicht zu heilen, sondern haben sich durch wunderliche Fügung des Schicksals fortgesetzt. Froh können wir sein, nicht der Qual geistiger Umnachtung verfallen zu sein, aus der kein Weg zurückführt, da das Genie, das helfen will, selbst an jener Kippe zum Dunkeln steht. Auch bleibt der körperliche Verfall ebenso wie der geistige ausschließlich dem scharfen Blick des Mediziners erkenntlich, war er es doch, der den Verfall erst aus jenem Konglomerat alltäglicher Erfahrung herauslöste.

Krank

"Unser ältestes Mongoloid ist 72 Jahre alt." (Rett)

"Das, was wir zugewiesen bekommen aus Werkstätten oder Heimen....." (Rett)

Behinderte Menschen werden zu OBJEKTEN der Arbeit des Arztes, wobei er den Anspruch hat, genau zu wissen, wie man richtig mit diesen Objekten umgeht. Bei jenen, die sich mit Behinderungen geistiger Art beschäftigen, wird der Krankheitsbegriff zusätzlich als Abgrenzung zu ihren Objekten angewendet, ohne jene Frage zuzulassen, wie "krank" man/frau ist. Damit läßt sich - und darauf wollen diese Ausführungen hinaus - der Selbstreflexionsprozeß der Ärzteschaft bequem abbiegen und die Anormalität wird letztendlich als individuelle Bürde aufgefaßt, der sich die normierende Instanz - Ärzteschaft - entzieht.

Sexualität

"Brauchen wir nicht alle Zuwendung, ist das nicht normal? Auch der behinderte Patient braucht das." (Rett)

"Der Einbruch der Sexualität ist ein so überwältigendes Ereignis, daß es wichtig ist, über diese Entwicklung genau Bescheid zu wissen." (Rett)

"Der behinderte Mensch strebt nicht nach Kopulation." (Rett)

"Wir freuen uns, wenn die männlichen Patienten onanieren lernen. Das ist richtig und gut. Die Patienten sind sogar teilweise schon so weit, daß sie das Ejakulat selbst unauffällig beseitigen." (Rett)

"Der Bub fühlt sich befreit, wenn er onaniert hat. Bei Mädchen kommt das bekanntlich nicht vor, wie Sie ja wissen." (Rett)

"Ich lehne das in Skandinavien praktizierte Zusammenführen von zwei behinderten Menschen, um ihnen zu zeigen, wie man einen Geschlechtsverkehr ausübt, strikt ab." (Rett)

"Die wollen das gar nicht. Ich bin dagegen, ihnen solche Zwänge aufzudrängen, die womöglich nur in Köpfen der Anleitenden entstanden sind. Man muß sich vorstellen welcher Voyeurismus dahintersteckt, behinderten Menschen die Sexualität zu zeigen." (Rett)

"Man kann sich nichts Schöneres vorstellen, als wenn sich zwei junge Mongoloide treffen und Freundschaft schließen. Die wollen gar nicht mehr, als miteinander spazierenzugehen, Hand halten, spielen. Das Bett spielt keine Rolle. Wie ich jung war, hat man gesagt, man geht miteinander." (Rett)

"Ein spastischer Patient könnte das gar nicht, wenn seine Arme so verkrampft sind." (Rett)

"In Griechenland wird mir immer wieder erzählt: Wenn der Vater den Sohn verheiraten will, ist es üblich, vorher mit ihm ins Bordell zu gehen. Alle Mongoloiden "versagen" dort." (Rett)

"Es ist noch nie vorgekommen, daß ein Mongoloider jemanden notgezüchtet

hat." (Rett)

Der Wiener Psychiatriereformer Dr. Stefan Rudas faßte dies folgendermaßen zusammen:

"Bitte meine Damen und Herren, vergessen wir nicht, es war Rett, der als erster begonnen hat, über das tabuisierte Thema der Sexualität von Behinderten zu reden."

Behindert

"Es ist mir völlig egal, wer mit Behinderten arbeitet, wenn er nur richtig arbeitet." (Rett)

"Nicht die Ausbildung, sondern die Persönlichkeit der Betreuer ist ausschlaggebend." (Rett)

"Jeder, der seine Arbeit mit Überzeugung tut, tut das Richtige." (Rett)

"Vor jedem, der mit Hirn und Herz mit Behinderten arbeitet, muß man einmal Respekt haben. Auch einfache Menschen können das." (Rett)

"Ich verlange von einer Kindergärtnerin, von einem Lehrer, daß sie wissen sollen, wie es mit dem Kind weitergeht, daß sie Kontakt halten mit dem Behinderten, auch über Jahre hinweg, sonst sind sie fehl am Platz." (Rett)

Angeichts der vielen Begriffe, die die Wissenschaft immer aufs Neue kreiert: geistig behindert, körperlich behindert, intellektuell behindert, wird der Normalbürger als pathologische Erscheinung als normal bezeichnet und dadurch aus dem Klientel der Psychiatrie größtenteils

ausgegliedert und seine emotionale Behinderung nicht weiter beachtet.

Dr. Brix zitierte Rosegger:

"Niemand bleibe zurück auf dem Wege zum Licht."

"Man soll nicht alles therapeutisieren."

"Ablösungsprozesse der behinderten Menschen von den Eltern müssen ermöglicht werden."

"Der erwachsene Behinderte ist kein Kind." (Rett)

Hier sind wir uns fraglos einig. Allerdings wird es schwierig, solche Äußerungen aus den vielen andersartigen herauszuhören.

Die normative Macht der Medizin, die von falschen sozialen Begriffen ausgeht, deren empirische Repräsentanten (z.B. Familie) sie als Heilungsinstitutionen wieder anspricht, verlängert die Leiden derer, die human zu heilen Aufgabe der Medizin sein sollte.

PS: Diese wahre Begebenheit meines Lebens bot möglicherweise weder Neuigkeiten, noch stellte sie einen großen Unterhaltungswert dar. Eines jedoch sollte dieser Artikel bewirken, nämlich die Ausführungen großer Gelehrter, Heiler und Behandler nicht unreflektiert hinzunehmen. Damit ist sie neu.



Die Wehrhaftigkeit der Psychiatrie

oder:

antipsychiatrischer Hindernislauf am
Beispiel Linz

Kurt Lederer, .
Forum für gewaltfreie Psychiatrie

1. Antipsychiatrische Ansätze

Aufbauend auf dem italienischen Beispiel entstanden in den 70er-Jahren auch in Österreich radikale, psychiatriekritische Gruppierungen. In Wien, Salzburg und Linz riefen Psychiatriepatienten, Angehörige, Beschäftigte der Psychiatrie und interessierte Laien die Bewegung "Demokratische Psychiatrie" ins Leben.

Während es in Wien der Demokratischen Psychiatrie gelang, Einfluß auf den Abbau der Großanstalt und auf die Durchsetzung eines ambulanten psychosozialen Dienstes zu gewinnen, versandete die Salzburger Gruppe mit dem Zurückfluten der Studentenbewegung bald im intellektuellen und abstrakten Milieu. Sie wurde bei der Durchsetzung konkreter Projekte zunehmend von karitativen und kirchlichen Initiativen überholt.

Ein anderes Bild bot sich in der 220.000-Einwohner-Stadt Linz:

Eine machtvolle Großanstalt mit 1.500 Betten beherrschte die psychiatrische Versorgung des Bundeslandes Oberösterreich. Zögernde Reformen beschränkten sich zu meist auf anstaltsinterne Umstrukturierungen (z.B. die Sektorisierung). Die radikalste Variante bei den Reformbestrebungen war die Verlagerung von Patienten in große Pflegeheime in ländlicher Umgebung. Die Oberhoheit der Großanstalt blieb aber durch entsprechende ärztliche Verträge weiterhin gewahrt.

Diese Form der "Dezentralisierung" änderte nichts am Wesen der psychiatrischen Ver-

sorgung. Die sichtbar werdenden Unzulänglichkeiten des Systems waren bloß durch eine neue Fassade kaschiert worden.

Die Gruppe "Demokratische Psychiatrie" griff diesen Widerspruch auf und kritisierte ihn scharf. Alle ihre Aktionen mußten aber notwendig isoliert bleiben, da es nicht gelang, das Anstaltspersonal oder größere gesellschaftspolitische Gruppen wie politische Parteien oder Gewerkschaftsfraktionen, für den Kampf um eine Psychiatriereform zu gewinnen.

Der Riesenapparat der Anstalt war zwar durch die verbalen Angriffe etwas irritiert, zuckte ansonsten jedoch kaum mit den Achseln.

Die Anstaltsmauern waren auf diese Art und Weise nicht zu durchbrechen.

Ein anderer, wirkungsvollerer Ansatzpunkt mußte gefunden werden. Zunehmend setzte sich in der Demokratischen Psychiatrie die Erkenntnis durch, daß eine konkrete Alternative aufgebaut werden mußte. Nur durch konkrete Arbeit, durch die direkte Auseinandersetzung mit den Psychiatriepatienten und deren Problemschienen es möglich, die inhumanen, starren Mechanismen der Anstalt aufzuzeigen und einen menschenwürdigeren Umgang mit psychisch Kranken zu propagieren.

Ausgangspunkt für alle Initiativen mußten im Gegensatz zur Großanstalt die Bedürfnisse der Patienten sein. Vor allem sollte deren ohnmächtige Position sozial gestärkt werden. Daher konzentrierte man sich auch auf die abgeschobensten und vergessensten Individuen; die Menschen in den Langzeit-Pflegeabteilungen der psychiatrischen Anstalt sollten eine Chance bekommen, ein Leben außerhalb der Mauern neu zu beginnen. Ihre Reinte-

gration sollte einerseits ihrem Leben einen neuen Sinn geben, zum anderen war sie als Beweis gedacht. Als Beweis, daß nicht Krankheit es ist, welche diese Menschen auf dem Abstellgleis der Gesellschaft fixiert, sondern daß materielle und soziale Mechanismen dies bewerkstelligen.

Der Demokratischen Psychiatrie Linz gelang es, einen kommunalpolitischen Widerspruch für ihre Zwecke zu nützen - Die Stadt Linz wird sozialdemokratisch regiert, während die psychiatrische Großanstalt als Institution des Bundeslandes Oberösterreich eine Domäne der konservativen Partei innerhalb des "roten" Linz darstellt - und zusammen mit einigen wichtigen Funktionären der sozialdemokratischen Partei den "Verein für psychiatrische Nachsorgeeinrichtungen" zu gründen.

Die Errichtung eines Übergangsheimes wurde als erstes Vereinsziel durchgesetzt.

Basis des politischen Kompromisses war die Überzeugung aller Beteiligten, daß nur eine unabhängig von der Großanstalt existierende Einrichtung den Riesenapparat aufweichen kann.

Im Juni 1981 wurde mit geringsten finanziellen Mitteln und gegen den Widerstand des herrschenden psychiatrischen Systems das Übergangsheim gegründet. Nach langen Diskussionen zwischen Bewohnern und Personal setzte sich der Name "Franco-Basaglia-Haus" durch. Er wurde schließlich einstimmig in einer Hauptversammlung beschlossen.

Durch die Namensgebung sollten zum ersten die Wurzeln des Hauses in der Demokratischen Psychiatrie und damit die Abgrenzung gegenüber dem bestehenden psychiatrischen Denken herausgestellt und zum zweiten die Diskussion in Linz um eine alternative psychosoziale Versorgung vorangetrieben werden.

II. Reform und Bürokratie

Die internationale Entwicklung der Sozialpsychiatrie, die Kritiken der Demokra-

tischen Psychiatrie und die Aktivitäten des "Vereins für psychiatrische Nachsorgeeinrichtungen" provozierten die Linzer Anstaltsmächtigen laufend zu kleinen Reformen. Dem reaktionären Gewand der Großanstalt mußte schließlich ein moderner, liberaler Schnitt verpaßt werden.

Anstaltsabhängige Vereine (so ist beispielsweise der Anstaltsleiter auch Vorsitzender eines politisch starkem Reformvereines) installierten in Linz und Umgebung Heime, Beratungsstellen, Arbeits- und Beschäftigungsstätten usw. Fast immer



verspricht aber der Titel einer neuen Einrichtung etwas, woran in der Realität gar nicht gedacht ist, es einzulösen. Kritischen Reformprojekten wird mit diesen Scheinreformen nach und nach der Boden unter den Füßen weggezogen. Das Franco-Basaglia-Haus ist zwar nach wie vor ein großer Fortschritt in der Demokratisierung und Humanisierung der gesamten psychiatrischen Versorgung, die Gefahren einer Erstarrung und einer Veränderung der ursprünglichen Ziele durch Institutionalisierung und Bürokratisierung sind eindeutig gegeben. Ja, die Einbindung des Basaglia-Hauses in die Gesetzmäßigkeit der Anstaltslogik scheint, einer These Lorenzo Toresinis zufolge, auch in Linz unausbleiblich.

Für die Betroffenen, die Patienten, würde dies bedeuten, - wie schmerzlich für die Ohren der Betreiber des Basaglia-Hauses -, daß die Reformansätze zwar eine im Projekt immer noch spürbare Humanität versprechen, in ihrer gesellschaftlichen Konsequenz aber mehr und verstärkte soziale Kontrolle bedeuten würden, daß sie einzig zu einer Verdopplung der Psychiatrie geführt hätten.

Die Macht der Großanstalt wäre weiterhin ungebrochen. Sie hätte sich sogar auf Bereiche ausgedehnt, die eigentlich die Psychiatriereform als ihr Revier beanspruchte: Aus gemeindenaher Hilfestellung wäre ein gefährliches Frühwarnsystem von Krisen geworden, aus unmittelbarer Krisenintervention ein undurchsichtiges System neuer institutioneller Abhängigkeiten.

Die Gründung des Basaglia-Hauses hat noch eine andere, wesentliche Kehrseite: Mit seiner Errichtung starb die Linzer Gruppe der Demokratischen Psychiatrie. Alle Energien sind nunmehr in Vereinsaktivitäten gebunden. Politisch-reformistische Kräfte sind institutionalisiert und damit entpolitisiert worden. In Linz besteht seither ein Vakuum auf dem Pol der Psychiatriekritik.

Dabei benötigt gerade das Basaglia-Haus zur Rettung seines reformerischen An-



satzes und damit seiner ideologischen Basis eine radikale antipsychiatrische Gruppe, die einen entsprechenden politischen Druck erzeugt und der weiteren Entwicklung die Richtung weist.

Das Forum für gewaltfreie Psychiatrie

Als im April 1984 Amnesty International/O.Ö. in seiner Mitgliederzeitschrift einen Artikel über Menschenrechtsverletzungen in der Psychiatrie (Gastkommentator Kurt Lederer) veröffentlichte, schlugen die Wogen hoch.

Aufgrund der Presseberichte meldeten sich zahlreiche ehemalige Psychiatriepatienten beim Autor des Amnesty-Artikels. Sie hatten ebenfalls schlechte Erfahrungen in der Anstalt gemacht und teilweise bereits im Alleingang versucht, sich gegen das erfahrene Unrecht zu wehren.

Um sich besser durchsetzen zu können und um sich gegenseitig zu unterstützen schlossen sie sich zu einer Selbsthilfegruppe, dem "Forum für gewaltfreie Psych-

iatrie" zusammen.

Darüberhinaus versteht sich die Gruppe auch als Beschwerdestelle und tritt für eine entscheidende Umstrukturierung des psychiatrischen Versorgungssystems im Sinne von Gewaltfreiheit und Menschenwürde ein.

Das Forum für gewaltfreie Psychiatrie fordert:

- Abbau von Zwang und Gewalt in der Psychiatrie,
- menschenwürdige Behandlung,
- Ermöglichung und Förderung gegenseitiger Hilfe (z.B. freie Organisation der Patienten),
- Änderung der grundlegenden psychiatrischen Strukturen (z.B. schrittweise Auflösung der Großanstalt und Ersatz durch ambulante Einrichtungen),
- Schaffung geeigneter Wohnräume und von Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten.

Ende Mai 1984 stellte sich das Forum für gewaltfreie Psychiatrie im Rahmen einer Pressekonferenz der Öffentlichkeit vor. Erstmals in der Geschichte Österreichs verschafften sich auf diesem Wege Patienten der Psychiatrie Gehör. Sie erzählten vor versammelter Presse ihre zum Teil sehr bösen Erfahrungen und Erlebnisse in der psychiatrischen Anstalt. Von der Anstaltsleitung wurden wiederum alle Vorwürfe zurückgewiesen und mit gerichtlichen Schritten gedroht.

Neue Betroffene, die durch die Diskussion ihrer Probleme in der Öffentlichkeit frischen Mut geschöpft hatten, meldeten sich beim Forum, sodaß im Laufe der Zeit eine aktive Kerngruppe bildete, welche sich regelmäßig trifft und gemeinsame Aktionen setzt.

III. Gebremster Optimismus

In dieser gesellschaftspolitischen Situation, die immer mehr Alternativen verunmöglicht, die jeden Ansatz von Kritik und Forderungen bereits im Keime zu ersticken versucht, ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, daß alle an

einer Änderung der Verhältnisse interessierten Personen und Gruppen verstärkt zusammenarbeiten müssen.

Dies gilt vor allem national, aber auch international.

Auf der nationalen Ebene müßte ein übergeordnetes Forum, ein Netzwerk, gefunden werden, um alle Aktivitäten und Energien zu sammeln und zu koordinieren. Aber auch eine politische Partei (wie z.B. Die Grünen in der Bundesrepublik Deutschland) oder eine radikale Gewerkschaftsfraktion wären hier denkbar. Denn nur wenn eine politisch starke Gruppierung die weitere Reform der Psychiatrie auf ihre Fahnen heftet, scheint eine Durchsetzung der Forderungen realisierbar. Daneben müßte eine neue Basisbewegung (wie seinerzeit die Demokratische Psychiatrie) für den nötigen Druck von unten sorgen, ohne welchen jede noch so gut gemeinte Reform nicht den Kinderschuhen entwachsen könnte.

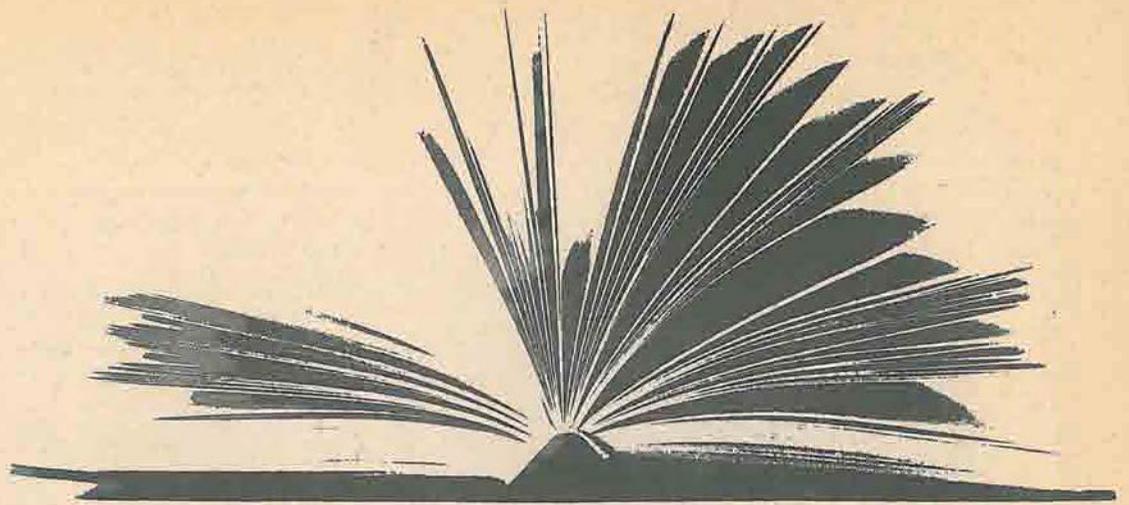
Zurzeit sind erste gesamtösterreichische Bestrebungen im Gange, alle psychiatriekritischen Gruppen (in Linz das Forum für gewaltfreie Psychiatrie) um eine gemeinsam herauszubringende regelmäßige Zeitschrift zu sammeln. Auch Kontakte zu Bürgerinitiativen und alternativen politischen Listen bestehen.

Aufklärungsarbeit gegen die herrschende Psychiatrie und Unterstützung all der Gruppen, die die Befreiung der Psychiatrisch Internierten in Anstalten und Asylen erkämpfen wollen, wären die vorrangigsten Ziele der neuen Bewegung. Ein Silberstreif am Horizont von Linz zeichnet sich ab. Hoffen wir, daß er das Vorzeichen eines neuen, anbrechenden Tages ist.

Das Forum für gewaltfreie Psychiatrie ist erreichbar unter: Postfach 9, 4013 Linz, Tel. 537003

Die Dokumentation "Die beleidigte Anstalt", worin die Entstehungsgeschichte des Forums und der Prozeß gegen Kurt Lederer ausführlich dargestellt werden, ist gegen einen Unkostenbeitrag von S 10,-- unter obiger Adresse beziehbar.

Bücher



Humangenetische Menschengzucht
Eva Fleischer

Ein Kommentar zum folgenden Buch:

Udo Sierck, Nati Radtke:
Die Wohltäter-Mafia, vom Erbgesundheits-
gericht zur Humangenetischen Beratung.

Selbstverlag, zu bestellen bei Udo Sierck,
Oelkersallee 15, 2000 Hamburg 50,
Preis 8 DM;
Vorkasse Postscheckkonto Nr. 538279-200

Das Retortenbaby und die Leihmutterchaft waren vor einigen Wochen das In-Thema. Moralische Bedenken gab's von allen Seiten. Es fragt sich nämlich, warum soviel Geld in die entsprechende Forschung auf dem Gebiet der Reproduktionstechnologien gepumpt wird. Es stellt sich bald heraus, daß da die Vision von einem perfekt züchtbaren Menschen dahintersteckt. Die hervorstechenden Merkmale dieses Menschen: Arbeitsfähig- und -freudig, anpassungswillig, psychisch stabil und weiße Hautfarbe. Nicht gefragt sind: Gastarbeiter, Asoziale, Kranke, politisch Unzuverlässige und Krüppel. Die Möglichkeiten, diese Personengruppen von der Vermehrung auszuschließen, erweitern sich ständig. Massensterilisationen in der 3. Welt, Kampagnen für Mutterschaft für Frauen aus sozial höheren Schichten (Retortenbabys kommen nur für solche Frauen in Frage), Einsatz der Gentechnik und schließlich

die Humangenetische Beratung. Letztere wird jedoch kaum öffentlich diskutiert.

Nati Radtke und Udo Sierck haben mit dem vorliegenden Buch, das sich eingehend eben mit dieser Humangenetischen Beratung befaßt, in der BRD (besonders in Norddeutschland) für einigen Wirbel gesorgt. Nicht zu Unrecht, denn der Inhalt ist brisant und auch für österreichische Verhältnisse interessant (Vgl. den nebenstehenden Auszug aus der Broschüre "Genetische Familienberatung" der genetischen Familienberatungsstelle Graz).

Begonnen wird mit einem Überblick über die historische Entwicklung humangenetischer Beratungsstellen. Schon 1926 machte man sich Gedanken über das "Aussterben gerade der wertvollsten Bevölkerung" und sah die Lösung darin, daß nur mehr "hochwertige" Kinder geboren werden sollten. Das Mittel dazu: die Eheberatung. Die Verhütung "minderwertiger Nachkommenschaft" sollte über Eheverbote für "Eheuntaugliche" geschehen. Schon die damalige Kategorie der dauernd Eheuntauglichen (Epileptiker, Taubstumme, Alkoholiker, Geisteskranke) zeigt eine große Gefahr einer solchen Bevölkerungspolitik: die Grenzen zwischen "gesund" und "krank" sind beliebig verschiebbar und so werden soziale Ursachen zu vererblichen auszurottenden Übeln. Was so alles genetisch bedingt wird: Homosexualität, Kriminalität, Hilfsschulbedürftigkeit, Gemütsarmut, KPD-Mitgliedschaft, Bettelei. Öffentlichkeitswirksam

wurde damals schon auf die Mitleidsdrüse gedrückt und "vom Leid der Krüppel ergriffen, fragte außerdem niemand mehr nach den Wahrheitsgehalten der propagierten Vererbungstheorien, nach der Haltbarkeit der Diagnosen wie angeborener Schwachsinn" (Seite 17). Wichtige Grundlagen der späteren Perfektion der "Verhütung erbkranken Nachwuchses" waren einmal die Zusammenarbeit von Medizin, Justiz, Gesundheits- und Fürsorgeverwaltung und dann die statistische Erfassung von in Frage kommenden Personen.

Die eigentliche eugenische Praxis während des 3. Reiches wird nur kurz erwähnt, es geht dann weiter mit einer Schilderung dessen, wie nach 1945 mit den Opfern der NS-Sterilisierungskampagne umgegangen wurde. Obwohl formal juristisch für die Zwangssterilisierten Anspruch auf Entschädigung bestand, wurden diese als Nichtverfolgte (!) eingestuft und mit der unglaublichen Begründung abgewiesen, "daß das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in gesetzmäßiger Form zustande gekommen sei und gültiges Recht darstelle" (Petitionsausschuß des deutschen Bundestages, 1968/Seite 25). Erst seit 1980 existiert eine Quasianerkennung in Form von 5000 DM, die auf Antrag gewährt wird, wenn der Betroffene besondere gesundheitliche Schäden erlitten hat, die über die normalen Folgen oder Erscheinungen einer Sterilisation wesentlich hinausgehen.

Im zweiten Teil folgt eine intensive Auseinandersetzung mit der Humangenetischen Beratung (nach 1945 wird die Eugenik zur Humangenetik, die Inhalte sind die gleichen geblieben, es wurde dem Ganzen nur ein "unbelasteter" Name verpaßt). Zuerst wird dabei auf die Entwicklung nach 1945 eingegangen, wobei sehr stark der Zusammenhang mit der Weiterentwicklung der Gentechnik zum Ausdruck kommt. Bei einer Analyse der Ziele, Argumente und Hintergründe dieser Beratung zeigt sich, daß der Kosten-Nutzen-Aspekt besonders stark hinter der auf Leidensverhinderung angelegten Propaganda steht, "da mit zusätzlich investierten Geldbeträgen

(für die Beratung L. F.) spürbare Einsparungen in den Bereichen Therapie, Rehabilitation und Pflege Behinderter sowie Volkseinkommenszuwächse erzielt werden." (Seite 40). Daneben wird darauf hingewiesen, daß auch für Umweltschäden die genetische Beratung als Lösungsmittel angeboten wird. Das heißt z.B., daß Konzerne, die nicht bereit sind, Rücksicht auf die Sicherheit der Gesundheit der Arbeitnehmer zu nehmen, die Folgen der Verseuchung von Erbgut dadurch ausschalten, daß "ausschließlich Personen beschäftigt werden, die entweder unfruchtbar sind oder wegen ihres Alters keine Kinder mehr bekommen wollen oder können oder aus gesundheitlichen Gründen bekommen dürfen oder freiwillig lebenslang auf Kinder verzichten." (Seite 44) Wobei dann die Freiwilligkeit auch erzwungen werden kann. Oder daß man das Risiko der Geburt von geschädigten Babys in verseuchten Regionen dadurch ausschalten will, daß man die Chromosomen der Eltern untersucht.

Nach dem äußeren Rahmen der Beratung (Propagierung und Erfassung) folgt die eigentliche Vorgangsweise bei der Beratung. Es zeigt sich klar, daß in dieser scheinbar wertfreien Beratung sehr stark mit Vorurteilen, Stigmatisierungen gegenüber Behinderten gearbeitet wird. Dabei ist der Handlungsablauf immer gleich: "Der Schilderung vom Zerfall einer Familie oder Ehe, die ein behindertes Kind ertragen muß, folgt der Hinweis auf Problemlösung - rechtzeitiges Informieren über mögliche Erbschäden in der Verwandtschaft" (Seite 53). Danach wird ein Stammbaumerstellt, der sämtliche Auffälligkeiten der letzten drei Generationen enthalten soll. Wobei diese Auffälligkeiten nicht nur physischer Natur sind (wo die behindertenfeindlichen Einstellungen der Berater deutlich zum Ausdruck kommen - sechs Finger als schwere Beeinträchtigung der zwischenmenschlichen Kommunikation), sondern auch sozialer (vom Alkoholismus bis zur Kriminalität - einfach alles ist vererbbar). Ein weiteres Kriterium ist die Überlebensdauer des Kindes. Nach dem Motto "Je früher es stirbt, desto weniger dringlich das Ein-

greifen" (Seite 61). Schließlich sollen "Erfolg und Aufwand (!)... einer voraussichtlichen Therapie bei der Entscheidungsfindung einkalkuliert werden" (Seite 61). All das mündet in einer "neutralen" Beratung, die mit Aussagen operiert wie: "Die Gefahr ist so groß, daß sie meines Erachtens ein Kind nicht verantworten können.". "Wenn es meine Familie wäre, dann würde ich das Risiko nicht eingehen." (Seite 63). Dann haben die potentiellen Eltern die freie Entscheidung zur Fruchtwasseruntersuchung, zur Abtreibung oder zur Sterilisation. Letztere erfolgte oft unfreiwillig für Minderjährige und Entmündigte, aber auch bei anderen Personen, wobei Ärzte ihre Macht mißbrauchen und Sterilisationen eigenmächtig durchführen. "Ein typisches Beispiel ist der Antrag auf Sterilisation für ein leicht schwachsinniges 17jähriges Mädchen aus einer sozialen Familie, das, sexuell triebhaft und haltlos, bereits ein uneheliches Kind hat. Eine genetische Indikation im engeren Sinne liegt hier nicht vor. In manchen derartigen Fällen stellt sich dann drängend die Frage, ob nicht aus sozialer und aus gemischt genetisch-sozialer Indikation sterilisiert werden sollte." (Seite 68)

Kurz beschäftigen sich die Autoren auch noch mit der Gentechnik, da beide Stränge, Humangenetische Beratung und Gentechnik, eng verknüpft sind. Basieren sie doch auf einer Wissenschaft, die das Ziel der kerngesunden Familie, der sauberen Rasse formuliert. Samenbanken von Nobelpreisträgern, die Möglichkeit, bei in der Retorte gezeugten Kindern in die Genstruktur einzugreifen oder die Möglichkeit bereits entstandene genetische Schäden zu heilen - all das geht in eine Richtung. "Im Mittelpunkt des Denkens steht nach wie vor die Auffassung, daß die Bevölkerung aus leistungsfähigen und funktionstüchtigen Menschen bestehen soll." (Seite 75)

Im dritten Teil geht es direkt um die Wohltäter-Mafia, wo aufgezeigt wird, daß diejenigen, die im 3. Reich maßgeblich an der Eugenik und Euthanasie beteiligt

waren, auch jetzt ihre Arbeit fortführen und dies teilweise in leitenden Stellen von Behindertenvereinen (z.B. Lebenshilfe, Aktion Sorgenkind, Deutsche Rheumaliga), Wohlfahrtsverbänden und Versorgungseinrichtungen. Anhand von einigen Lebensläufen zeigen die Autoren diese Verquickung von Behindertenfeindlichkeit und gleichzeitiger Tätigkeit "zum Wohle der Behinderten" auf. Nur ein Zitat zur Verdeutlichung: "Bei aller Anerkennung für die höchst verdienstvollen Anstrengungen, die von vielen Seiten zum Wohle der Behinderten durchaus erfolgreich unternommen werden, dürfen wir eines nicht länger übersehen: Wir verhalten uns wie ein Mensch, der sich verzweifelt bemüht, das Wasser aus seiner Wohnung zu schöpfen, der aber nicht daran denkt, den defekten Wasserhahn zu verstopfen." (Seite 81)

Das Buch wird abgeschlossen mit einem detaillierten Einblick in die tägliche Beratungspraxis der Humangenetischen Beratungsstelle Hamburg-Barmbeck. Die dabei verwendeten Dokumente waren aufschlußreich, aber leider manchmal kaum lesbar.

Den Schluß, den Nati Radtke und Udo Sierck aus den vorliegenden Materialien ziehen, ist der, daß sie Humangenetische Beratungsstellen grundsätzlich ablehnen. Für mich ist es schwierig, einen derart klaren Standpunkt zu beziehen. Einerseits sind da die Gründe für eine Ablehnung: eine neutrale Beratung ist nicht möglich, diese Beratung ist Ausdruck von Behindertenfeindlichkeit, die Beratung soll Ersatz sein für verbessernde Maßnahmen der Situation Behinderter. Auf die Spitze getrieben, kann das heißen, daß in ferner (?) Zukunft die Humangenetische Beratung zur Pflicht wird und daß diejenigen, die dann trotz Abraten ein behindertes Kind bekommen, die staatliche Unterstützung gestrichen wird mit dem Argument, daß dieses Kind ja vermeidbar gewesen wäre. Aber andererseits heißt in der heutigen Situation ein behindertes Kind (wobei ich gleich in den Denkfehler ver falle, mir dabei ein schwer behindertes Kind vorzu-

stellen) zu bekommen einiges an Schwierigkeiten. Ohne die fehlenden ambulanten Strukturen bedeutet das oft genug Heimweisung oder Aufopferung der Mutter (wozu ich nicht bereit wäre).

Natürlich geht es um die Verbesserung der Lebensbedingungen von Behinderten und ihrer Angehörigen, aber ich kann keine schwangere Frau darauf vertrösten, daß es vielleicht in zwanzig Jahren keine Heime mehr geben wird. In dem Zusammenhang wird mir auch klar, daß die feministische Vorgangsweise gegenüber Abtreibung, Verhütung, Gentechnik und Humangenetischer Beratung sich nicht nur einfach mit der Forderung nach der vollen "Selbstbestimmung" für die Frau gegen die konservativ-klerikalen Kreise richten soll. Es besteht dann nämlich die Gefahr, Bündnisse mit jenen einzugehen, die die Lockerung von Abtreibungsbestimmungen, die Verbreitung von Verhütungsmitteln usw. gut gebrauchen können, um "nutzloses" Leben um jeden Preis zu verhindern und damit wieder die Selbstbestimmung der Frau zu mißachten. Der Kampf muß sich auch gegen eben diese Gruppen richten, die mehr oder weniger offen eugenisch meinen, daß bestimmten Frauen das Kinder-Gebären erschwert/verboten/verunmöglich werden soll. Wie allerdings dieser Kampf in der Praxis aussehen soll, ohne daß die Frauen gegeneinander ausgespielt werden, weiß ich nicht.

Für mich ist das Problem "Humangenetische Beratung - ja oder nein?" noch nicht gelöst und ich glaube, daß es da noch einiger Diskussion bedarf. Ich hoffe, daß die Leser/innen an einer Auseinandersetzung mit diesem Thema teilnehmen (das Buch bietet eine ausgezeichnete Grundlage dazu). Nebenbei wäre es auch noch interessant, sich damit zu beschäftigen, wie die Vergangenheit und Praxis der österreichischen "Wohltäter" aussieht.

Zum Einlesen in die österreichische Bevölkerungspolitik eignet sich besonders die "notkühlung" Nr. 3/1984, zu beziehen von Herbert Kohout, Postfach 334, 1034 Wien, (ÖS 10) aus der auch der Auszug aus

dem Prospekt der österreichischen Humangenetischen Beratungsstelle stammt.

Literatur zum Thema Gentechnologien: Gyno-Genetics, Frauen und die Zukunft der Reproduktionstechnologie Hrsg. Autonomes Frauenreferat im AstA der TU Berlin, Marchstraße 6, 1000 Berlin 10.

Sie nennen es Fürsorge -
hrsg. von Michael Wunder u. Udo Sierck
Verlagsgesellschaft Gesundheit

Dieses Buch ist eine Teildokumentation über die beim Gesundheitstag 1981 in Hamburg stattgefundene Diskussion. Verschiedene Autoren nehmen in 3 großen Kapiteln Stellung zu folgenden Themen:

- Teil I: Behinderte Menschen unterm Hackenkreuz
- Teil II: Wider die Therapiesucht
- Teil III: Lieber lebendig als normal

Auch Artikel, die nicht auf dem Gesundheitstag erschienen sind, aber wesentliche Thesen zu einem Thema beinhalten, sind Bestandteil des Buches.

Teil I

Die Forderung nach "Ausmerzen lebensunwerten Lebens" war zur Zeit des Faschismus ein wichtiger Grundsatz, der sehr sorgfältig verfolgt wurde.

Durch den Fortschritt der Medizin sei eine natürliche Auslese nicht mehr gegeben, zu viele "Lebensunwerte" überleben und belasten die gesamte Gesellschaft, weil ihre Pflege hohe Kosten verursacht. Daher, so wurde argumentiert, muß die Auslese von der Gesellschaft getroffen werden.

Am Beginn dieser Auslese stand die Asylierung. Das Buch zeigt mit zahlreichen Dokumenten, wie die Propaganda in diesem

Bereich funktionierte. Schon in der Schule lernten die Kinder an einfachen Rechenbeispielen, daß die Behinderten der "erbgesunden" Bevölkerung Geld, Substanz und Arbeitseinsatz kosten, ohne selbst zu etwas nützlich zu sein.

Als besondere Gefahr wurde die starke Vermehrung der "Minderwertigen" gesehen, die, wenn die Entwicklung so weitergehen würde, bald den Großteil der Bevölkerung ausmachen würde, ein "qualitativer Bevölkerungsabstieg bei zu schwacher Fortpflanzung der Höherwertigen" wurde als Schreckensbild gezeichnet.

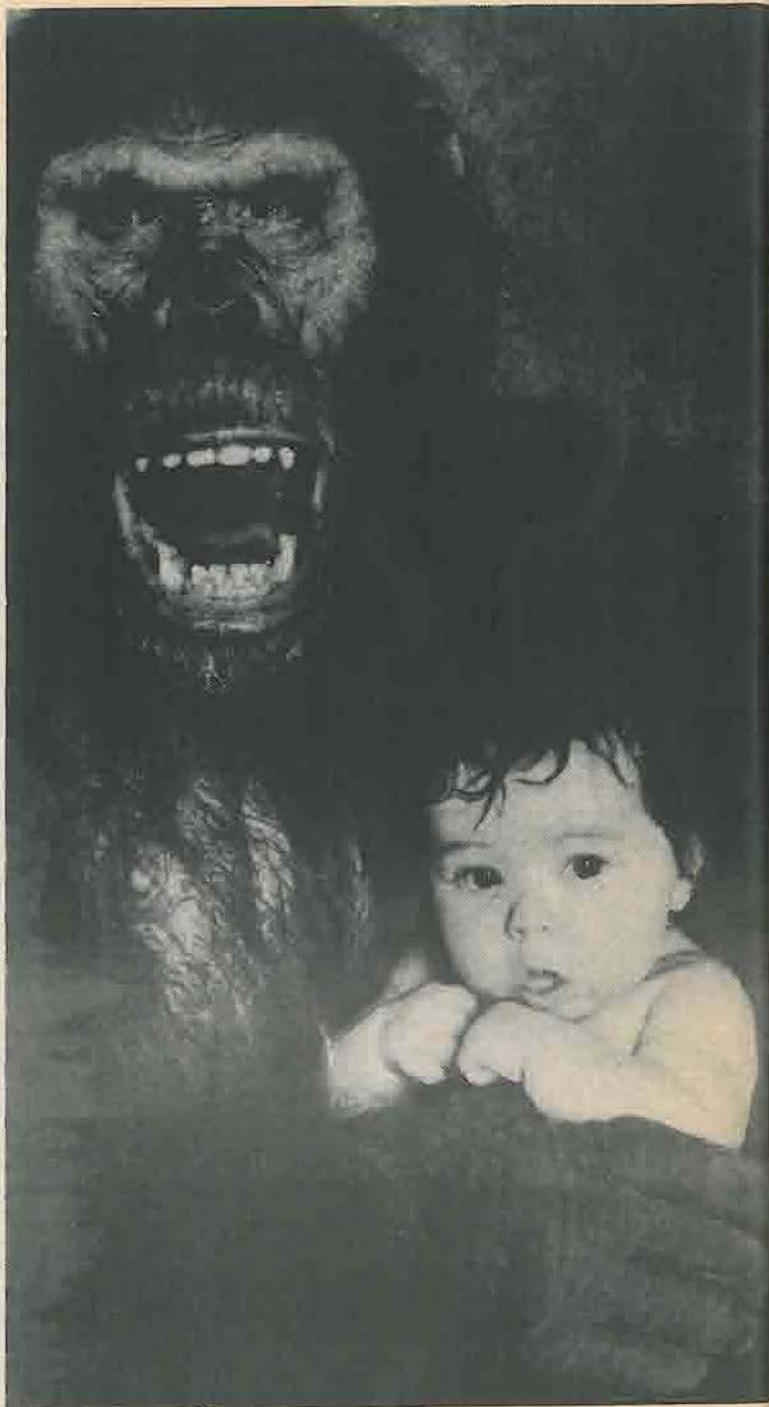
Als logische Konsequenz sahen die Nationalsozialisten die Zwangssterilisierung. Sie sollte der Reinhaltung der Rasse dienen und das Anwachsen der minderwertigen Bevölkerung verhindern. Nach dem "Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" werden nun hunderttausend Behinderte sterilisiert.

Die nächste Stufe des faschistischen Programms ist die Vernichtung aller schwer Geistes- und Körperbehinderten. In speziellen Anstalten werden tausende "Unwerte" vernichtet, nur Arbeitsfähige überlebten.

Daß der Wert des Menschen an seiner Arbeitsfähigkeit gemessen wird ist auch heute noch der Fall, und in einer Diskussion auf dem Gesundheitstag zeigen die Autoren die Gefahren auf, die in dem heutigen Umgang mit Behinderten liegt.

So ist z.B. in der "Aussonderung behinderter Menschen in Sondereinrichtungen immer die Gefahr beinhaltet, daß weitgehende Schritte gegen diese Gruppe geplant und durchgeführt werden können." (S.24).

Am Ende des 1. Kapitels wird am Beispiel der Alsterdorfer Anstalt noch einmal systematisch aufgezeigt, wie die einzelnen Stufen der Behandlung bis hin zur Vernichtung funktioniert haben, und man erfährt aus Augenzeugenberichten weitere grausame Einzelheiten aus dieser Zeit.



Sehr genau recherchiert und dokumentiert zeigt dieses 1. Kapitel den Wahnsinn und die Grausamkeit über die Behandlung Behinderter in der Nazizeit auf. Für besonders wichtig halte ich die immer wieder gefundenen Parallelen zur Gegenwart, de-

nen man besonderes Augenmerk schenken sollte. Da es sehr informativ und leicht lesbar ist, kann dieses Kapitel eine gute Diskussionsgrundlage für dieses oft verdrängte Thema sein.

Teil II

Im 2. Kapitel wird auf sehr anschauliche Weise gezeigt, daß das Leben vieler behinderter Menschen hauptsächlich aus Therapie besteht. Musik-, Sport- oder Beschäftigungstherapie lassen keine Zeit und Raum mehr für ein "normales" Leben. "Infolge des Mißbrauchs der Medizin und der Pädagogik durfte also das Kind nicht mehr am täglichen Leben teilhaben, wie es sich durch das Spiel, durch die Gemeinschaft der Gleichaltrigen, durch Musik, durch Bewegung, durch Schwimmen usw. ergibt, denn all dies wurde verwandelt in Beschäftigungs-, in Spieltherapie, in Heilgymnastik, in Sonderschule, in Physio-, in Musik-, in Wassertherapie. Jede dieser Aktionen wurde aus dem natürlichen Lebensraum herausgelöst und einem Fachmann anvertraut" (S.79).

Es steht nicht der Mensch in Mittelpunkt, sondern nur der Defekt, der mit allen möglichen (oder unmöglichen) Therapieversuchen ausgebessert, repariert werden soll.

Der Ehrgeiz mancher Therapeuten geht dann leider soweit, daß vor lauter Konzentration auf den Defekt die persönliche Entwicklung und psychologische Verfassung übersehen wird. Das wichtige Gebot jeder Therapie "zuerst soll es nicht schaden" wird hier verletzt.

Daß falsche, übertriebene Therapie schaden kann, wird auch in den Berichten von Müttern mit behinderten Kindern klar. Die starke Betonung und hauptsächlich Konzentration auf Therapie verhindert das Entstehen einer richtigen Mutter-Kind-Beziehung.

Mutter und Kind sind der ständigen Belastung ausgesetzt, alles richtig zu machen, jede Handlung wird danach beur-

teilt, ob sie auch therapeutisch richtig ist. Da viele der Therapien auch sehr zeitaufwendig und mühsam sind, bleibt für einen normalen liebevollen Umgang miteinander, für gemeinsames Spielen z.B., keine Zeit mehr. Mutter (oder auch Vater) und Kind begegnen einander nur mehr über die Therapie, was der Eltern-Kindbeziehung sicher nicht sehr gut tut.

Im Anschluß an die Berichte der Mütter folgt eine Diskussion über den Sinn von Sondereinrichtungen für Behinderte und ein Bericht über erfolgreiche Elterninitiativen für vorschulische Integration.

Weniger optimistisch ist der Artikel über die Behandlung geistig Behinderter nach dem 2. Weltkrieg bis heute. Zwar werden sie jetzt nicht mehr vernichtet, aber sie werden weiterhin in Anstalten untergebracht und der Anteil am "Wirtschaftswunder" bleibt ihnen vorenthalten. Sie sind von der Gesellschaft ausgeschlossen, abgesondert, in Heime gebracht, "ihre dortige Versorgung mit minimalen Aufwand ist die soziale Entsorgung der Gesellschaft von den Menschen, die sie nicht in ihrem Leistungssystem dulden kann und deshalb aus ihrem Blickfeld verbannen, wegwerfen muß" (S.131).

Als logische Folge des sehr kritischen Berichts über Leben in den Anstalten kommt die bei uns noch sehr utopische Forderung "Löst die Anstalten auf". Es werden auch Alternativmodelle wie Wohngemeinschaften und Selbsthilfegruppen vorgestellt.

Den Teil II des Buches fand ich, obwohl in einigen Passagen unübersichtlich und verwirrend, besonders ansprechend. Zwar beziehen sich die Berichte auf deutsche Verhältnisse, sie sind aber sicher auch für Österreich gültig und bieten eine Vielzahl von kritischen Anmerkungen, Anregungen und Verbesserungsvorschlägen.

Im Teil III berichten Behinderte über eigene Erfahrungen. Man erfährt etwas über die Entwicklung der "Krüppelbewegung" die aus der Notwendigkeit ent-

standen ist, als Krüppel ein neues Bewußtsein zu erlangen und sich nicht mehr unkritisch den geforderten Leistungsnormen anzupassen. Der Ausschluß der Nichtbehinderten aus den Krüppelgruppen war eine notwendige Maßnahme, um gemeinsame Probleme mit Menschen aufzuarbeiten, die diese Probleme selbst kennen und nicht nur als Beobachter, Helfer oder Analytiker daran beteiligt sind. Ein Kapitel widmet sich der speziellen Problematik von Helfen und Helfern und weist auf die ungleichen Machtverhältnisse von Helfer und "Hilfsbedürftigen" hin.

Mit Tagebuchberichten einer behinderten Frau endet dieses wirklich sehr informative und interessante Buch.

Bernadette Feuerstein

Du kannst mir nicht in die Augen sehen

Jürgen Hobrecht
Rowohlt Taschenbuch

Es fällt mir schwer, über dieses Buch zu schreiben und ich bezweifle, ob ich überhaupt in der Lage bin, eine Rezension, die diesem Text entspricht, zu verfassen.

Ich habe das Buch zweimal - mit langen Pausen dazwischen - gelesen, und es hat mich derart unmittelbar angesprochen, daß ich das Leben oft nicht aushielt, da es nahtlos überleitete zu Analysen meines eigenen Lebens. Sich rasch mit Jürgen Hobrecht zu identifizieren, liegt nahe, würde dem Text aber auch nicht gerecht; distanzieren will und kann ich mich nicht.

Hobrecht geht beim Schreiben von seinen augenblicklichen Gefühlen aus, reflektiert gleichzeitig die Situation des Schreibens (in einem italienischen Dorf im Jänner) und vermittelt Erfahrungen aus dem Alltag der letzten Jahre. Erinnerungen an seine Kindheit, Träume, Assoziation, Tagebuchaufzeichnungen verbinden sich zur Entwicklung in immer authen-

tischerer Sicht, einer immer radikaleren Erkenntnis seiner Bedürfnisse, seiner Individualität, seiner Interessen und Forderungen.

Der Text behandelt schwerpunktmäßig drei Themenbereiche:

- das Ausgeliefertsein an die Medizin, Todesangst, Todeserwartung und Verweigerung
- frühe Erfahrungen in der Familie
- Körpererfahrung, das Erleben seiner Sexualität in Beziehungen, im besonderen eine Beziehung mit einer bestimmten Frau.

Hobrecht hat sich von seiner Familie gelöst, bewohnt gemeinsam mit einer Frau eine Wohnung, studiert, ist auf mehreren Ebenen politisch tätig, und steht in engem Kontakt mit sehr vielen Menschen: Ein Bild gelungener Integration und Emanzipation.

Er läßt sich ein auf seinen Schmerz, seine Widersprüche, die Zerrissenheit zwischen Gefühl und Intellektualität, Privatheit und Öffentlichkeit. Er erlebt die totale Ausbeutung seiner Kraft im Bereich der alternativen Arbeit in politischen Gruppen, reflektiert seine Ansätze und Versuche, enge Beziehungen herzustellen, in denen Gleichheit, Offenheit und Liebe möglich wären.

Er beschreibt seine Hoffnungen und Enttäuschungen und geht sich wiederholenden Verhaltensweisen und Mechanismen auf den Grund.

Jürgen Hobrecht läßt sich vor allem darauf ein, zu sehen, wie sehr er eben die Normen und Forderungen der "nichtbehinderten Umwelt", die sein Leben behindern, verinnerlicht hat. Parallel zu seinen eigenen Verletzungen beschreibt er, wie er Grausamkeit und Brutalität an die anderen weitergibt, wie er selbst Behinderung, Verstümmelung, Abweichungen von der Norm von sich wegschieben und verdrängen möchte. Doch diese Verdrängung, die den meisten Nichtbehinderten einigermassen

gelingt, ist für ihn nahezu unmöglich:
Seine Verkrüppelung zwingt ihn zur Auseinandersetzung.

Das für mich Faszinierende an diesem Text ist, daß nirgends der Versuch gemacht wird, diese Widersprüche harmonisch aufzulösen. Ich merke beim Lesen, daß eine intensive Auseinandersetzung mit den Widersprüchen eine Entwicklung überhaupt erst möglich macht.

Kurt Schneider

Krüppel sein dagegen sehr

Christine Schroeder

Christine Schroeder schildert in diesem Buch ihr Leben als spastisch behinderte

Frau. Besonders gut erzählt sie ihre "wohlbehütete und gutsituierte" Kindheit, die mit dem Tod ihrer Mutter ein jähes Ende nimmt.

Nie gelernt, ihr Leben selbst zu entscheiden und zu gestalten, versucht sie trotzdem erfolgreich der Heimeinweisung zu entgehen.

Sie erzählt von ihren alltäglichen Problemen und Wünschen, wobei sie sehr gut die Reaktion ihrer Umwelt auf ihre Behinderung schildert (spastische Behinderung ist gleichzusetzen mit geistiger Behinderung).

Obwohl Christine Schroeder keinen Bezug auf seelische Konflikte nimmt, ist dieses Buch sehr zu empfehlen.

Anni Hosenseidl

Willkommen in der
Abo-Karte!

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der Zeitschrift l o s zum Preis von öS 100,-/ DM 15,- (4 Einzelhefte inkl. Zustellung), beginnend mit Heft Nr.: _____.

Bestelle ich das Abonnement nicht schriftlich ab, bin ich einverstanden, daß es jeweils um ein weiteres Jahr verlängert wird.
(Nichtzahlen gilt **N I C H T** als Abbestellung!)

mein Name: _____

und Adresse: _____

_____, am _____ (Unterschrift)

9/85

2 NEUERSCHEINUNGEN:

Anlässlich des 3-tägigen Symposiums in Bad Tatzmannsdorf (siehe Bericht auf Seite 17) ist ein ca. 250-seitiger Tagungsbericht mit Referaten, Adressenlisten von Initiativgruppen, Literaturliste usw. erschienen; Preis öS 130,-

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Rehabilitation machten Eva-Maria Glatz, Hilde Heindl und Gabriele Huterer eine Untersuchung von einigen körperbehinderten Kindern in ortsansässigen Regelschulen bzw. Sonderschulen für Körperbehinderte.

Diese Arbeit ist durch finanzielle Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Sport, bzw. durch die Verleihung des Dr. Adolf Schärf Preises möglich geworden. Nun erschien eine Broschüre mit dem Titel "Wir sind gemischt, darum hat jeder viel zu erzählen" (Preis öS 70,-)

Beide Titel sind erhältlich beim Verein "BEHINDERTE UND NICHTBEHINDERTE GEMEINSAM IN SCHULEN", A-7411 Markt Allhau 5.

Der Verein "IMPULS" (für Kommunikations- und Rehabilitationsförderung - Geistes-, Sinnes- und Körperbehinderter) will u.a. durch Aktionen auf alltägliche Probleme mit der Umwelt aufmerksam machen und so Veränderungen erreichen.

Adresse: IMPULS
Schuhmacherstraße 20
A-5020 Salzburg
Tel.: 0662/ 33207



Mitteilungen:

P O S T K A R T E

An den
Verlag der Zeitschrift
L O S
c/o Harald Grillnberger
Ferienhumerstraße 39
A - 4040 L i n z

LOS druckt im folgenden eine LITERATURLISTE von Büchern, die uns interessant, wichtig und empfehlenswert erscheinen. Wir wollen in den nächsten Nummern von LOS von dem einen oder anderen Buch eine Rezension schreiben, würden uns aber darüber besonders freuen, wenn sich LOS-Leser daran beteiligen. Jeder hat sicher schon interessante Bücher gelesen - warum nicht gleich einen Kommentar an uns senden?

Betroffenen-Berichte

Behinderten Kalender (jährlich), Rechte Tips-Nachrichten, Herausgegeben von Gusti Steiner, Fischer TB 3313

Christoph, Franz: Krüppelschläge. Gegen die Gewalt der Menschlichkeit, rororo 5235

Briefe an die heile Welt, Behinderte schreiben an (sog.) Nichtbehinderte, Hrsgg. von Barbara Lister, Eichborn Verlag

Homes, Alexander: Prügel vom Lieben Gott. Eine Heimbiographie, päd. extra Buchverlag

Themenheft "Behinderung", Psychologie und Gesellschaftskritik 15, Focus Verlag

Susanne v. Daniels u.a. (Hrsg.): Krüppel-Tribunal. Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat. Pahl-Rugenstein 1983

Ortrun und Erhard Schott: Verspottet als Liliputaner, Zwerge, Clowns, dtv 100yl

Mechthild Schieche v. Eickstedt (Hrsg.): Ist Aufopferung eine Lösung? Mütter behinderter Kinder berichten. Frauenbuchvertrieb, Meringsdamm 32-24, D-1000 Berlin 61

Eggl, Ursula: Herz im Korsett, Zytglogge-Verlag

Häusler, Ingrid: Kein Kind zum Vorzeigen. Bericht über eine Behinderung, rororo 4524

Hobrecht, Jürgen: Du kannst mir nicht in die Augen sehen, rororo Taschenbuch

Beuys, Barbara: Am Anfang war nur Verzweiflung, rororo Taschenbuch

Sammelbände

Wunder, Michael, Udo Sierk (Hrsg.): Sie nennen es Fürsorge. Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand, Verlagsgesellschaft, Gesundheit Berlin

Helga Deppe-Wolfingen (Hrsg.): Behindert und abgeschoben. Zum Verhältnis von Behinderung und Gesellschaft, Beltz 1983

Forster, R., V. Schönwiese (Hrsg.): Behindertenalltag - wie man behindert wird, 1982, Jugend und Volk (vergriffen)

Buch, Andrea, Birgit Meinecke u.a.: An den Rand gedrängt. Was Behinderte daran hindert, normal zu leben, rororo 4642

Ernst P. Gerber, Lorenzo Piaggio: Behinderten Emanzipation. Körperbehinderte in der Offensive, Z-Verlag Basel 1984

Grundätzliches

Illich, Ivan: Entmündigung durch Experten, Zur Kritik der Dienstleistungsberufe, rororo 4425

Jantzen, Wolfgang: Geistig behinderte Menschen und gesellschaftliche Integration, Verlag Hans Huber

Jantzen, Wolfgang: Sozialisation und Behinderung, Studien zu sozialwissenschaftlichen Grundfragen der Behindertenpädagogik, Focus Verlag

Jantzen, Wolfgang: Sozialgeschichte des Behindertenbetreuungswesens. DJI-Materialien 1982. Vertrieb: Deutsches Jugendinstitut, Saarstraße 7, D-8000 München 40

Klee, Ernst: Behindert. Ein kritisches Handbuch, S.Fischer-Verlag

Runde, Peter und Rudolf Heinze: Chancengleichheit für Behinderte. Sozialwissenschaftliche Analysen für die Praxis, Luchterhand

Goffman, Erving: Asyl. Die soziale Situation psychiatrischer Patienten, edition surkamp 678

Goffmann, Erving: Stigma, stw. 140

Faschismus

Klee, Ernst: "Euthanasie" im NS-Staat. Die "Vernichtung lebensunwerten Lebens". S. Fischer Verlag 1983

Udo Sierck, Nati Radtke: Die Wohltäter-Mafia. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung, Hamburg 1984, Zu bestellen bei: Udo Sierck, Oelkersallee 15, D-2 Hamburg 50

Müller-Hill, Benno: Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945. rororo aktuell 1984

Erfassung zur Verrichtung. Von der Sozialhygiene zum "Gesetz über Sterbehilfe". Verlagsgesellschaft Gesundheit, Berlin 1984

Medizin und Nationalsozialismus. Tabuisierte Vergangenheit - und gebrochene Tradition? Verlagsgesellschaft Gesundheit, Berlin 1983²

Nowak, Kurt: "Euthanasie" und Sterilisation im "Dritten Reich". Die Konfrontation der evangelischen und katholischen Kirche mit dem "Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" und der "Euthanasie"-Aktion. Verlag Vandenhoeck und Ruprecht 1984

Ambulante Dienste

Behindert ist, wer Hilfe braucht, Vereinigung Integrationsförderung München (VIF), Klenzestraße 57, D-8000 München 5, Tel. 089-20 15 466

Benötigende Hilfe oder Selbstbestimmung der Behinderten. Neue Wege gemeindenaher Hilfe zum selbständigen Leben, Kongreßbericht, VIF

Dokumentationen

Zur Lage Behinderter Menschen, Sozialministerium Wien

Wohnstätten für erwachsene geistig Behinderte, Herausgegeben vom Institut für soziales Design, Jugend und Volk

Behinderte im Urlaub? Das Frankfurter Urteil, Eine Dokumentation von Ernst Klee, Fischer TB 4229

Käthe Schwab u.a.: Miteinander Wohnen, Handbuch zu neuen Wohnformen von Behinderten und Nichtbehinderten. Verlag PULS-wissen, CeBeef-Bern c/o B. Zotter, Wangenstrasse 27, CH-3018 Bern

Sexualität

LaCruz, Felix u. Gerald LaVeck: Geistig Retardierte und ihre Sexualität. Soziokulturelle und medizinische Aspekte, Reinhardt-Verlag

Bächinger, Bernhard: Sexualverhalten und Sexualberatung von Körperbehinderten, Verlag PULS-wissen, ausschließlich zu bestellen gegen Vorauszahlung auf das Konto PULS-wissen Reinach (CH), 80-33136, SP. 15,-

Physiotherapie und Medizin

Monika Aly u.a.: Kopfkorrektur, Rotbuch 240

Medizin

Kagelmann, H. Jürgen und Rosmarie Zimmermann: Massenmedien und Behinderte. Im besten Falle Mitleid?, Beltz

Uschi Pixa-Kettner, Nati Radtke: Tatsächlich ist es umgekehrt. Über Sprache, Herrschaft und Normalität, Hamburg 1984. Zu bestellen bei: Nati Radtke, Borselstraße 15, D-2 Hamburg 50

Schule, Kindergarten und Integration

Gemeinsam Leben. Kinder mit und ohne Behinderung im Kindergarten. Materialien des DJI. Deutsches Jugendinstitut, Saarstraße 7, D-8000 München 50

Jakob Muth u.a.: Behinderte in allgemeine Schulen. 1982, Verlag Neue Deutsche Schule, Essen

Werner und Xenia Raich: Behinderte Kinder gemeinsam mit anderen. Erfahrungen mit der Integration. 1982, rororo Elternrat 7675

Ulrich Kasztantowicz (Hrsg.): Wege aus der Isolation. Konzepte und Analysen der Integration Behinderter in Dänemark, Norwegen, Italien und Frankreich. 1982, Schindele Verlag

Behinderte in ausländischen Schulen - Wege zur Integration. Minerva Publikation, München 1982

Andreas Bächtold, Felix Mattmüller: Alle reden über Integration... Probleme und Lösungen in der Schweiz, Marhold Verlag 1984

Mutzeck, Pallasch (Hrsg.): Integration verhaltensgestörter Schüler. Praktische Modelle und Versuche. Seltz Verlag 1984

R. Vatin, A. Sander, A. Reinartz (Hrsg.): Gemeinsam Leben - gemeinsames Lernen - Behinderte Kinder in der Grundschule. Konzepte und Erfahrungen. Beiträge zur Reform der Grundschule 58/59, Arbeitskreis Grundschule e.V., Frankfurt 1984 (Postfach 900148, D-6000 Frankfurt/Main 90)

Kritische Behindertenpädagogik in Theorie und Praxis, Holger Probst (Hrsg.), Verlag Jarick

Martin Rudnik: Laßt uns mit Euch leben! Verlag Beltz 1983

Warum nicht so? Geistig Behinderte in Dänemark, Hrsg. Georg Feuser, Jarick Verlag

Jegge, Jürg: Dummheit ist lernbar, rororo

Korte, Jochen: Alltag in der Sonderschule, Beltz

Altstaedt, Ingeborg: Lernbehinderte. Kritische Entwicklungsgeschichte eines Notstandes, rororo 6944

Preuss-Lausitz, Ulf: Fördern ohne Sonderschule, Beltz

Marquart, Regine: Sonderschule - und was dann? Campus

Kritik der Sonderpädagogik, Verlag Achenbach

Hornfeld, Hans-Günther: Stigma und Schule, Päd. Verlag Schwann

Traband, Hennig: Wem hilft die Sonderschule?, Main

Schulheft 24, dumm und frech, Jugend und Volk

Sonderschule zwischen Ideologie und Wirklichkeit, Hrsg. von Aab u.a., Juventa Materialien 16

Kniel, Adrian: Die Schule für Lernbehinderte und ihre Alternativen. Eine Analyse empirischer Untersuchungen, Schindele

Die Schülerschule, Brief an eine Lehrerin, Wagenbach

Jantzen, Wolfgang: Soziologie der Sonderschule, Beltz

Jutta Schöler (Hrsg.): Schule ohne Aussonderung in Italien. Eine Exkursionsgruppe berichtet von ihren Erfahrungen. Verlag Klaus Guhl, Berlin

P.b.b.

VERLAGSPOSTAMT 4020 LINZ